

Strömungen und Strebungen der modernen Literaturwissenschaft

Lunding, Erik

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lunding, E. (1952). *Strömungen und Strebungen der modernen Literaturwissenschaft*. (Acta Jutlandica / Humanistisk serie, XXIV, 1 / 37). Aarhus: Universitetsforlaget. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-90351-3>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universell Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more information see: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en>

ACTA JUTLANDICA XXIV

Publications of the University of Aarhus

AARSSKRIFT

FOR

AARHUS UNIVERSITET

XXIV

1952

UNIVERSITETSFORLAGET I AARHUS
EJNAR MUNKSGAARD - KØBENHAVN

1952

Copyright by Acta Jutlandica
Publications of the University of Aarhus



Printed in Denmark
Aarhus Stiftsbogtrykkerie A/S

Akz.-Nr.: 7043T 1954

INDHOLD

A F

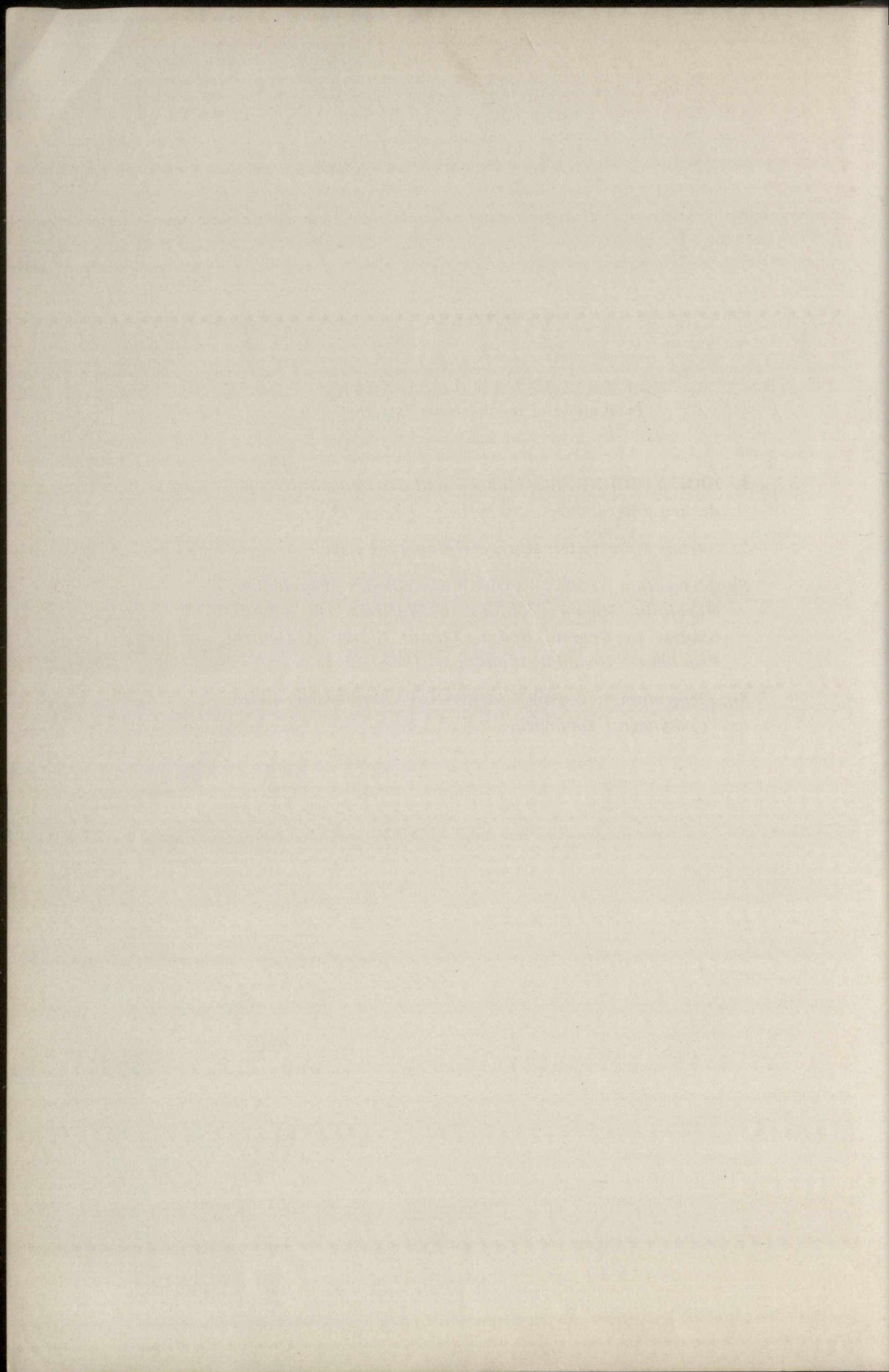
ACTA JUTLANDICA XXIV

Publications of the University of Aarhus

1. ERIK LUNDING: *Strömungen und Strebungen der modernen Literaturwissenschaft.*
2. Aarhus Universitet: *Aarsberetning 1951—52.*

Supplementum A: BENT BORUP SVENDSEN: *Psychiatric Morbidity Among Civilians in Wartime. On Trends Studies in General and a Trends Study of Danish Psychiatric Hospital Admissions, 1939—1948.*

Supplementum B: TORBEN AGERSNAP: *Studier over indre Vandringer i Danmark.*



ACTA JUTLANDICA
Publications of the University of Aarhus
AARSSKRIFT FOR AARHUS UNIVERSITET
XXIV, 1

HUMANISTISK SERIE 37
(Humanities Series)

(L231) (LD1)

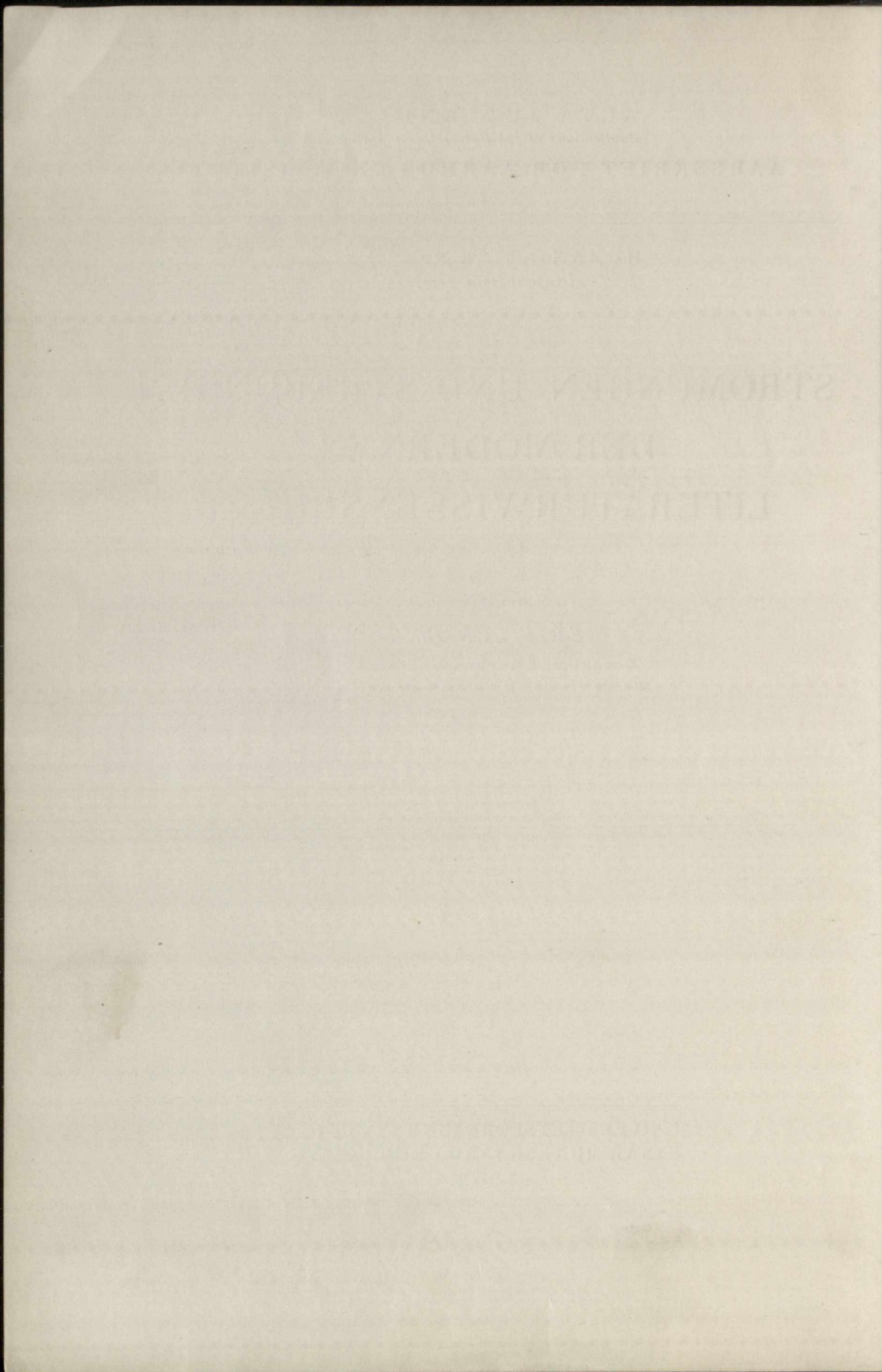
STRÖMUNGEN UND STREBUNGEN
DER MODERNEN
LITERATURWISSENSCHAFT

VON
ERIK LUNDING
Docent ved Aarhus Universitet
(Reader in the University of Aarhus)

»Das Was bedenke, mehr
bedenke wie«.

Faust, V. 6992

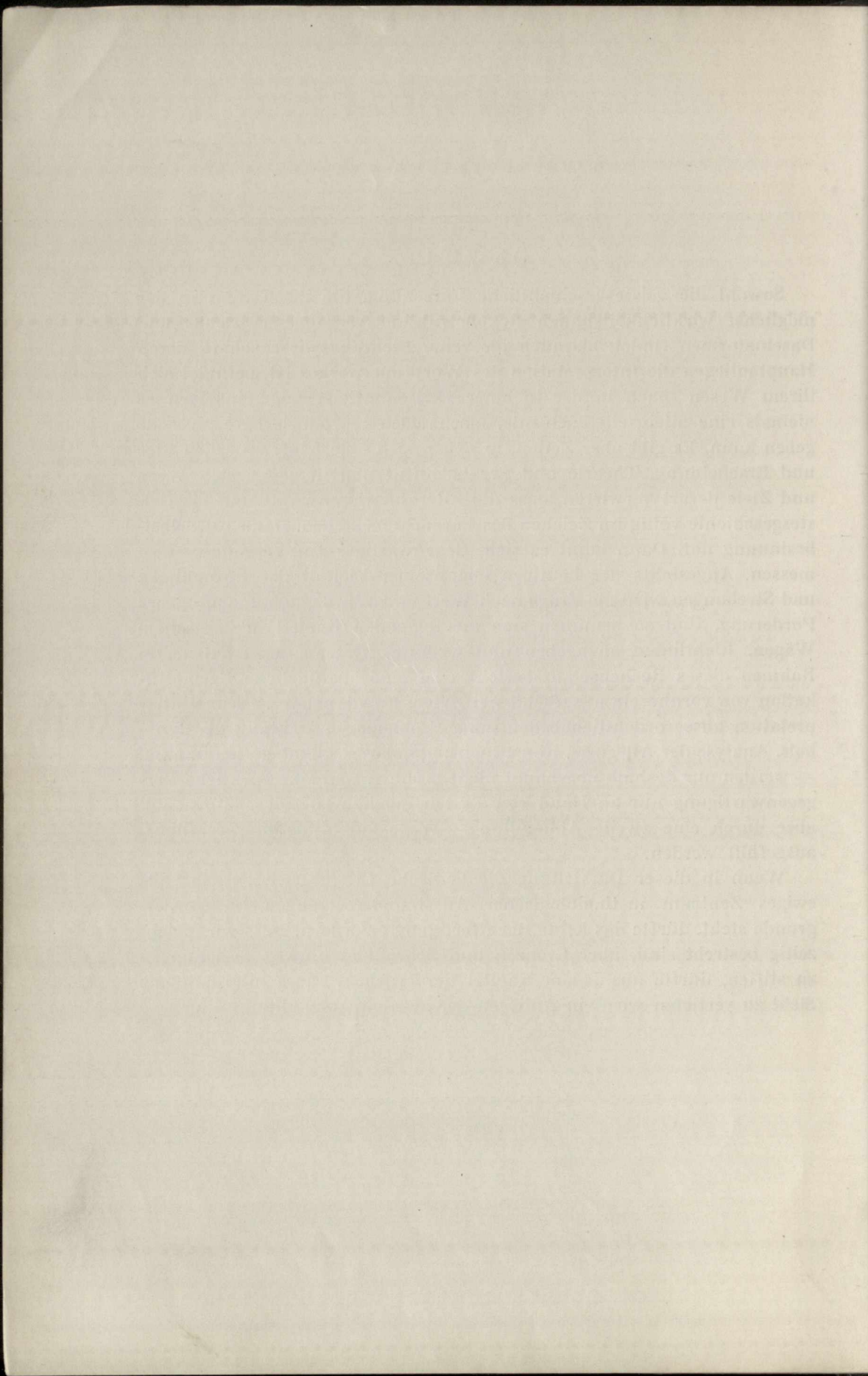
UNIVERSITETSFORLAGET I AARHUS
EJNAR MUNKSGAARD - KØBENHAVN
1952



VORWORT

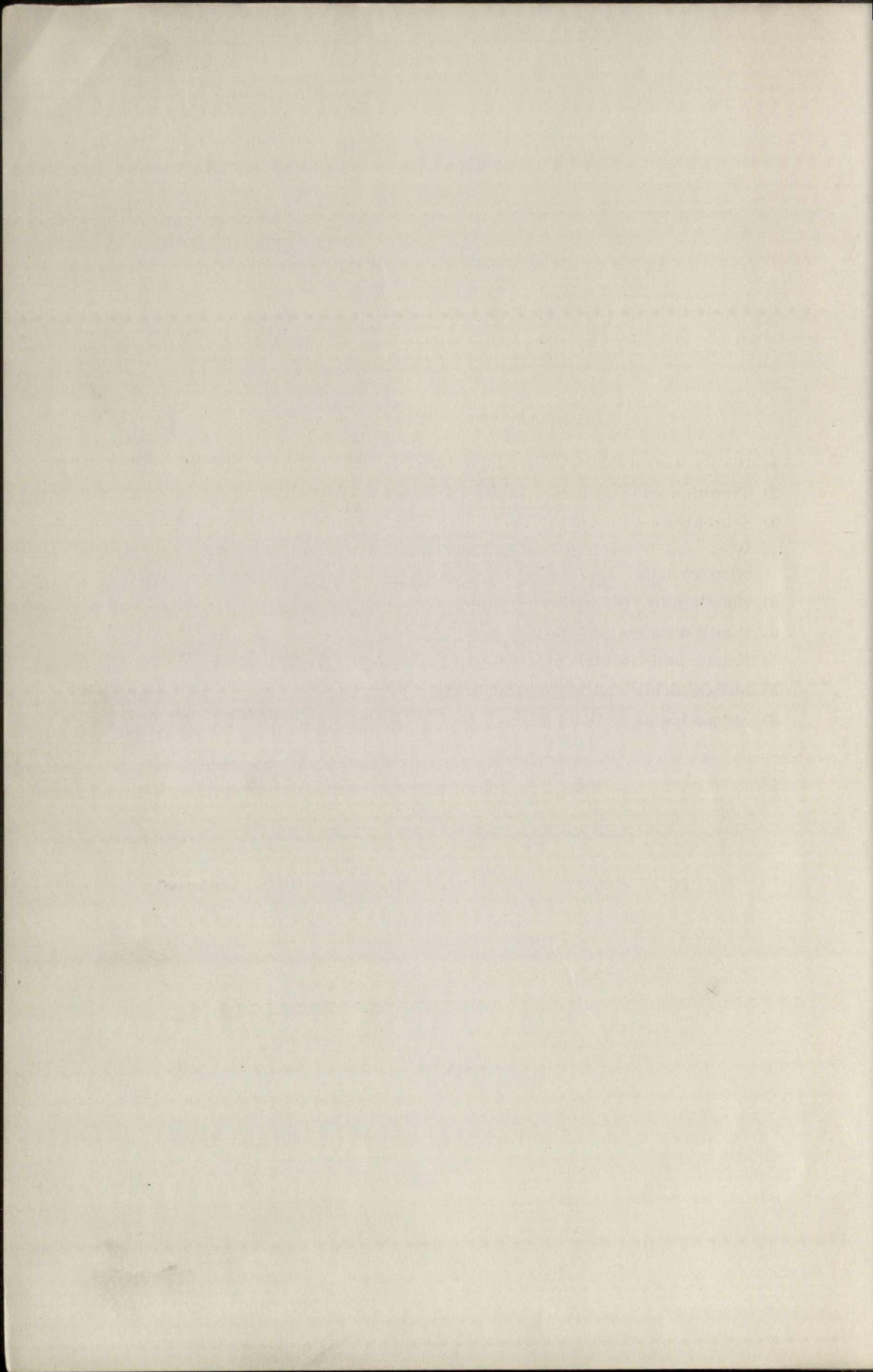
Sowohl die geistesgeschichtliche Forschung, die ihren Sinn in der möglichst wirklichkeitsnahen Rekonstruktion vergangener Denk- und Daseinsformen findet, als auch die reine Dichtungswissenschaft, deren Hauptanliegen die Interpretation des Wortkunstwerkes ist, befindet sich ihrem Wesen nach immer in einer »krisenhaften« Lage, insofern es niemals eine alleinseligmachende, mechanisch reproduzierbare Methode geben kann. Es gibt aber Zeiten, in denen sich eine Kluft zwischen Idee und Erscheinung, Theorie und Praxis auftut und in denen sich Wege und Ziele derart verwirren, dass die Literaturwissenschaft und die Geistesgeschichte völlig im Zeichen des Paradoxons stehen. Dann tut Selbstbesinnung not. Dann lohnt es sich, Gegenwärtiges am Vergangenen zu messen. Angesichts der heutigen chaotischen Vielfalt der Strömungen und Strebungen wird die Frage nach Wert und Würde eine unabdingbare Forderung. Und so bemühen sich die folgenden Kapitel in kritischem Wägen, Richtlinien anzugeben und Ordnungssysteme anzudeuten. Im Rahmen dieses Rechenschaftsberichtes ist eine ausführliche Exemplifikation von vornherein ausgeschlossen. Viele für die moderne Kunstinterpretation ausserordentlich bedeutsame Probleme — Deutung des Symbols, Analyse der Allegorie, Konstituierung polarer Stil Kategorien u. ä. m. — werden nur deshalb überhaupt nicht berührt, weil eine wirkliche Vergegenwärtigung nur an Hand von Texten möglich ist. Diese Lücke soll aber durch eine zweite Abhandlung, »Wege zur Kunstinterpretation«, ausgefüllt werden.

Wenn in dieser Darstellung die deutsche Literaturwissenschaft als ewiges Zentrum methodologischer Auseinandersetzungen im Vordergrund steht, dürfte das keine Rechtfertigung erfordern. Dass wir gleichzeitig bestrebt sind, über Grenzen und Schranken hinweg Beziehungen zu stiften, dürfte aus jedem Kapitel hervorgehen. Diese internationale Sicht zu vertiefen wird ein Anliegen der zweiten Abhandlung sein.



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
1) Die Existenzproblematik der Literaturwissenschaft	7—9
2) Tradition und Revolution in der Literaturwissenschaft	9—11
3) Schranken und Grenzen	11—19
4) Wege und Irrwege der modernen deutschen Literatur- wissenschaft	19—21
5) Ein Beispiel. Die Stifterforschung	21—35
6) Positivistisches und Morphologisches	35—44
7) Nutzen und Nachteil der Historie	44—57
8) Stilgeschichte und Sprachgeschichte	57—72
9) Stilgeschichte — Gattungsgeschichte — Geistesgeschichte ..	72—89



1. DIE EXISTENZPROBLEMATIK DER LITERATURWISSENSCHAFT

In einer Vorlesung in Amsterdam über »Die Kunst der Interpretation« äusserte sich Emil Staiger über die Situation der Literaturwissenschaft folgendermassen: »Es ist seltsam bestellt um die Literaturwissenschaft. Wer sie betreibt, verfehlt entweder die Wissenschaft oder die Literatur« (vgl. Neophilologus 1951, S. 3). Diese ins Paradoxe überspitzte Formulierung leitet uns an eine für die Wissenschaft von der Dichtung konstitutive Wesenseigentümlichkeit heran. Während Emotionalität und Irrationalität einen für die Dichtung günstigen Nährboden bilden, bedeuten sie im Bereich der Wissenschaft eine akute Gefahr, und so triumphiert in der Literaturwissenschaft nur allzu leicht das subjektive Bekenntnis auf Kosten der nüchternen Erkenntnis, während gleichzeitig eine unergründliche Tiefe vortäuschende Phraseologie die wissenschaftliche Fachsprache erst konstituierende Begrifflichkeit eliminiert und liquidiert. Es ist ein ungewöhnlich fesselndes Schauspiel, den im Verborgenen ausgetragenen Kampf zwischen den rationalen und den irrationalen Mächten der Literaturwissenschaft zu beobachten. Ewig ringt der klare Logos mit dem dunklen Mythos. Beständig verwirren sich bis zur Aufhebung die Grenzlinien zwischen realer Seinswirklichkeit und imaginärer Kunstwirklichkeit, oft tobt sich der Kampf in einem Niemanssland jenseits der Realitäten und der Kunstdinge aus.

In den Ländern in welchen die zähe Tradition des Positivismus im Bereich der Geisteswissenschaften noch wirksam ist, lassen sich auf Schritt und Tritt Attentate auf die Kunstwirklichkeit nachweisen. Für die kausalitätsgläubigen Ausleger wurde Dichtungsdeutung identisch mit Auflösung des Kunstganzen in einzelne isolierbare Elemente, die dann in die reale Wirklichkeit zurückprojiziert wurden. Nach getaner Arbeit hinterliessen sie ein Trümmerfeld der disjecta membra. Zeitweise war diese mit konzentriertester Energie durchgeführte Kommentierung der Realia imstande, die Wissenschaft von der Wortkunst beinahe völlig zugrunde zu richten. Obgleich in den letzten Jahren in dieser Hinsicht ein gewisses Abebben spürbar ist, kommen doch immer noch genug Fälle vor, wo sich die Interpreten wider den Seinsmodus der Dichtung, insbesondere der lyrischen Kunst, gröblich vergehen. Was dem Hier und Jetzt eines Gelegenheitsgedichtes gegenüber ein an sich berechtigtes Fra-

gen ist, wird angesichts echt symbolischer Kunst ein ernster Missgriff. So wird immer noch erörtert, ob jene mit Morgenwolken bedeckten Höhen im Goetheschen »Mailied« mit Wolff als Schwarzwaldhöhen oder mit Düntzer als Taunushöhen auszulegen sind. Immer wieder verderben die Forscher durch unzeitige Neugierde ihre Zwiesprache mit der Dichtung. Sie beachten viel zu wenig, dass eine begrifflich nicht auszuschöpfende Stimmungsträchtigkeit die geheime Mitte der neueren symbolischen Kunst bildet. Der Wert einer solchen Dichtung beruht nicht zumindest darauf, dass sie etwas sagt, manches andeutet und vieles verschweigt. Gerade weil sich die Konturen verwischen und die Linien verschwimmen, wird die Phantasie des Lesers aktiviert. Wer sich anmasst, bis in den letzten Winkel eines Gedichtes Licht zu giessen, zerreisst das traumhafte Gewebe. Die Polyinterpretabilität des persönlich-einmaligen Symbols ist eine Tatsache, mit der wir uns abzufinden haben. Es macht aber in dieser Hinsicht augenscheinlich grosse Schwierigkeiten, sich mit einem Ignorabimus zu bescheiden, denn nur allzu viele Forscher und Lehrer glauben noch an die Möglichkeit, lyrische Kunst auf dem Wege der prosaischen Paraphrasierung deuten zu können. Während die intellektuell-gedanklichen Elemente unversehrt bleiben, müssen durch den Prozess der Transkription selber die ureigensten Werte lyrischer Dichtung unrettbar verloren gehen. Eine derartige Divergenz zwischen Forschungsverfahren und Forschungsgegenstand liegt z. B. vor, wenn sich die Interpreten darum bemühen, exotistische Kunst bis ins Letzte zu deuten. Wo ein bewusster Kunstwille vorliegt, sind die exotischen Namen und Begriffe mit ihren Klangassoziationen Träger musikalisch-euphorischer Wirkungen, ihr Sinn und Ziel sind das Aufschliessen der Unendlichkeitsperspektive des Fernen und des Fremdartig-Geheimnisvollen. Die gutgemeinten Bemühungen der geo- und ethnographisch kundigen Kommentatoren müssen direkt kunstauflösend wirken. In diesen und ähnlichen Versuchen, auf interpretatorischem Wege das Schwebend-Unsagbare der Dichtung erfahrbar und sagbar zu machen und das bewusst Verhüllte zu enthüllen, wirkt sich das Paradoxon der Literaturwissenschaft handgreiflich aus.

2) In irrationalistisch orientierten Zeiten und Zonen ist die Gefahr des intellektuellen Zerredens der Dichtung geringer. In einem impressionistischen, bildersprühenden Stil hat man sich um die Erlösung des Kunstwerkes und um die Vermittlung der Kunstwerte bemüht. Künstlerische Begabungen wie Friedrich Gundolf haben in dieser Weise Meisterwerke deutscher Dichtung eindrucksvoll veranschaulicht. Es handelt sich aber hier um keine lehr- und lernbare Methode. Hinzu kommt, dass Gundolfs ausdrucks-gesättigte Vermittlungskunst bei seinen vielen Nachahmern völlig zur Manier erstarrte. Die mehr oder weniger geist- und assoziationsreiche bildhafte Wiedergabe gefühlsmässigen Nacherlebens der Wortkunst genügt den Ansprüchen der Literaturwissenschaft nicht, denn ein

festes Begriffsgerüst ist einfach eine Lebensnotwendigkeit der Wissenschaft. Eine dem Gegenstand adäquate Metaphysizierung und Irrationalisierung des literarischen Begriffsapparats ist nur bis zu einem gewissen Grade wissenschaftlich verantwortlich und unter allen Umständen ein Verfahren, das zu der grössten Vorsicht mahnt, denn nur zu leicht wird im Dunstkreis irrationaler Begriffe das Denken zugunsten vager Stimmungen und Ahnungen ausgeschaltet. Das unumgängliche Ergebnis ist eine ständig wiederkehrende Terminologie von pseudophilosophischen Begriffen, die sich völlig ins Phrasen- und Klischeehafte verflüchtigt haben. Semantische Untersuchungen über Wörter wie »Geist«, »Idee«, »Wesen«, »Sein«, »Existenz« u. ä. m. auf Grund des neueren literaturwissenschaftlichen Schrifttums würden gewiss in aufschlussreicher Weise veranschaulichen, auf welchem schwankenden Boden eine Unzahl äusserlich oft sehr imposanter Werke gebaut sind. Die Erkenntnis der der Literaturwissenschaft immanenten Gegensätzlichkeit des Rational-Irrationalen bedeutet einen für das methodologische Denken wesentlichen Ansporn. Obgleich letzte Tiefen des dichterischen Kunstwerkes unaussprechbar bleiben, bedingt eine verbesserte, perspektivenreichere Methodik doch ein stets tieferes Eindringen in den gehaltlich-gestaltlichen Urgrund der Dichtung. Was die Formwirklichkeit betrifft, sind wesentliche Schichten rational erfassbar und interpretatorisch erfahrbar. Eine verfeinerte phänomenologisch-analytische Technik verspricht wesentliche neue Einsichten. Damit sind diese einführenden Bemerkungen zur Existenzproblematik der Literaturwissenschaft an ein Hauptproblem herangeführt worden, das später erörtert werden soll.

2. TRADITION UND REVOLUTION IN DER LITERATURWISSENSCHAFT

Wie sehr die methodologische Selbstbesinnung dazu beiträgt, neue, bisher ungeahnte Probleme aufzuwirbeln, erkennt man deutlich, wenn man die Situation der heutigen deutschen Literaturwissenschaft mit der Forschungslage um die Jahrhundertwende vergleicht. Unermüdlich wurde damals in den Schächten gearbeitet und immer mehr Material zutage gefördert. Unverdrossen wurde Werk auf Werk auf seine angeblichen Bedingungen und Voraussetzungen zurückgeführt. Mit grösster Geduld widmete man sich den kleinsten Fragen des gelebten Lebens. In schier unendlicher Fülle reihte sich Biographie an Biographie. Für diese tatsachenfreudige Generation war die Stofferverweiterung eo ipso eine genügende Rechtfertigung des Verfahrens. Ein ernstes Fragen nach dem Sinn des Sammelns, nach der Seinsform der Wortkunst und nach den Bezie-

hungen zwischen Bios und Logos störte und beunruhigte in keiner Weise das Schaffen dieses Forschergeschlechts.

Wenn ausnahmsweise eine prinzipiell-theoretische Frage wie das Problem der Periodeneinteilung auftaucht, ist der Antrieb nicht in einem tieferen Ringen um Einsicht in das komplexe Verhältnis des individuellen Eigenseins zum überindividuellen Mitsein zu suchen, es handelt sich vielmehr um die Frage nach einer sinngemässen stofflichen Disposition. Hingewiesen sei hier auf die ausführliche Abhandlung Richard M. Meyers über »Prinzipien der wissenschaftlichen Periodenbildung« (Euphorion, Bd. 8, 1901), die zur Absicht hat, für den Verfasser »ein gutes Wort« einzulegen, welches nötig war, nachdem er sein grosses Werk »Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts« in höchst mechanischer Stilisierung nach Jahrzehnten eingeteilt hatte. Die Frage nach dem Sinn der Periode hätte, wenn sie bis in ihre letzte Konsequenz erörtert worden wäre, schon damals eine Revolution der deutschen Literaturwissenschaft herbeiführen können. Darauf lässt sich Richard M. Meyer aber nicht ein; er spricht nur ganz im allgemeinen von den durch die Zeit determinierten Individualitäten, die ferner dadurch bestimmt werden, dass sie als »Emanationen des nationalen Geistes« aufgefasst werden. Wenn Richard M. Meyer in seinen Betrachtungen fortwährend die Geschichtswissenschaft und daneben die französische Literaturwissenschaft heranzieht, ist das für die Lage der damals theoretisch ausserordentlich schwach fundierten deutschen Literaturwissenschaft symptomatisch. In den folgenden Jahrzehnten traten bekanntlich Änderungen ein, die die Denk- sowie auch die Stilform der deutschen Literaturforschung völlig umgestalteten. Sie wurde gleichzeitig ein Schlachtfeld theoretischer Auseinandersetzungen.

Die Entwicklung von dem theoretisch unbekümmerten Erkenntnisoptimismus der Jahrhundertwende bis zu dem unruhig-krisenhaften Suchen nach neuen Theorien und Programmen um die Jahrhundertmitte ist ein Vorgang, der sich auch in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen bemerkbar macht. Eine besonders eindrucksvolle Entwicklungskurve lässt sich an der Geschichte der Psychologie ablesen. Am Anfang des Jahrhunderts verlief alles ruhig im alten Gleise und zwar in enger Anlehnung an das naturwissenschaftliche Denken. Im Lauf der folgenden Dezennien trat eine so kräftige Differenzierung ein, dass die Extreme wie etwa der Watsonsche Behaviorismus und die Sprangersche auf geisteswissenschaftliche Typologie basierte Psychologie kaum mehr als den Namen gemein haben. Dass die mit der chaotisch anmutenden Differenzierung eng verknüpfte theoretische Besinnung neue Horizonte aufgerissen und überhaupt die Wissenschaft vom Seelenleben (bzw. vom seelenlosen Mechanismus) um eine Fülle neuer Entdeckungen und Erkenntnisse bereichert hat, wird kein Einsichtiger in Frage stellen.

Obgleich es nicht angängig ist, den Willen zur Überprüfung und radi-

kalen Revision der überlieferten Grundlagen ohne weiteres als einen Wertmesser für den Stand der jeweiligen Wissenschaft zu betrachten, ist er doch ein beachtliches Zeugnis für die Lebenskraft der betreffenden Disziplin. Was die skandinavischen Länder betrifft, so ist der Wille zur Auseinandersetzung mit den Mächten und Kräften der Tradition viel stärker auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft als im Bereich der Literaturwissenschaft. Während die Grundlagenforschung der Sprachwissenschaft stellenweise solche Ausmasse angenommen hat, dass das geschichtliche Werden und Wachsen manchmal kaum noch ins Blickfeld kommt, gibt es nur vereinzelte Ansätze zu einer systematischen Durchleuchtung des literaturwissenschaftlichen Begriffsapparats und zu einer gründlichen Nachprüfung der überlieferten Fundamente. Lässlichkeit in der systematischen Linienführung, fehlende methodische Griffsicherheit und Verwischung der Grenzlinien zwischen Literaturwissenschaft und Essayistik kennzeichnen die literaturwissenschaftliche Lage. Ganz besonders verhängnisvoll wirkt sich aber die Neigung aus, wissenschaftstheoretisch eine erstarrte nationale Überlieferung zum Range eines Absoluten zu steigern, um dadurch jeder Verpflichtung enthoben zu sein, sich an dem allgemein europäischen Gespräch über Wege und Ziele der Wissenschaft von der Dichtung zu beteiligen. Wie später aufgewiesen werden soll, ist diese Tendenz zur selbstgenügsamen Abkapselung besonders augenfällig im Bereich der Stilforschung.

3. SCHRANKEN UND GRENZEN

Eine die literaturgeschichtlichen Begriffe, Methoden und Theorien erörternde Wissenschaftslehre gibt es bei uns nicht. Hinzuweisen vermag ich nur auf das von Frithiof Brandt und Kaj Linderstrøm-Lang nach schwedischem Vorbild ins Leben gerufene Sammelwerk »Videnskaben i Dag« (1944), in welchem Stand und Aufgaben der wesentlicheren natur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen geschildert werden. Im Rahmen eines solchen Werkes war eine Berücksichtigung der Literaturwissenschaft unumgänglich nötig. Die diesbezügliche Abhandlung von Paul V. Rubow trägt aber nur zu deutlich den Charakter einer Gelegenheitsarbeit. Der Verfasser versucht es nicht, eine zusammenhängende Darstellung der Entwicklungsstufen und Zielsetzungen der Literaturwissenschaft in den verschiedenen Ländern oder einen systematischen Überblick über die gattungs-, stil- und ideengeschichtlichen Probleme im allgemeinen zu geben. In höchst spaziergängerischer Komposition erörtert er kundig einige Probleme der Shakespeareforschung, streift in Randbemerkungen psychologische und soziologische Fragen, huldigt Bédier und hebt beifällig hervor, dass Valdemar Vedel — den René Wellek zwei Jahre später (vgl. The Journal of Aesthetics and Art Criticism, Vol. V) als den ersten, unbekanntgebliebenen Inaugurator der modernen europäischen Barock-

forschung hinstellte — die Barockkunst als eine Verfallsstufe betrachtete. Uns interessiert besonders Paul V. Rubows Charakteristik der »Barockausschweifungen« der deutschen Forscher und Dilettanten, die dann von den späteren Ausschweifungen einer »Biedermeierpsychose« abgelöst worden wären. Als Biedermeier wird die bürgerliche deutsche Literatur der Romantiker und der Realisten des 18. und 19. Jahrhunderts hingestellt, während die deutsche Barockkunst im Sinne der modernen Forscher das 16., 17. und 18. Jahrhundert umfasse. Diese Hinweise genügen, um den beträchtlichen Abstand dieses Forschers von dem von ihm behandelten Forschungsgegenstand anzudeuten.

Es handelt sich keineswegs um einen Ausnahmefall. In »Svensk Uppslagsbok« (1951), dem neuen grossen schwedischen »Brockhaus«, werden Dilthey, Walzel, Unger, Gundolf und Cysarz in dem Artikel über Literaturwissenschaft unter dem Generalnenner der Auflehnung des Individuell-Eigentümlichen gegen die Historische Schule zusammengefasst. Wenn man bedenkt, dass an den schwedischen Universitäten die fremden Literaturen durch keine Lehrstühle vertreten sind, und dass in den intensiv betriebenen philologischen Fachdisziplinen die überlieferten positivistischen Traditionen noch unangefochten ihre Positionen behaupten, so leuchtet es ein, dass die theoretischen und methodischen Probleme die Forscher nur wenig beunruhigen. Ob sich die überwiegend latente Spannung zwischen dem positivistisch-mechanistischen Verfahren der meisten Stilforscher und der modernistisch-irrationalistischen Kunstauffassung schwedischer Lyriker so verschärfen wird, dass Methodendebatten ausgelöst werden, darüber vermag ich nichts zu prophezeien.

Im Hinblick auf die humanistischen Belange gestaltet sich die Organisation der Wissenschaften in Norwegen etwas günstiger. Die Disziplin der Ideengeschichte bedeutet schon durch ihre Existenz einen radikalen Bruch mit dem positivistischen Betrieb. Dass es auch die Literaturwissenschaft vermocht hat, sich von den Fesseln naturwissenschaftlichen Denkens zu befreien, geht aus der sehr aufschlussreichen Abhandlung Sigmund Skards »Tankar om litteraturvitskap« (Edda 1948) hervor. Wer die norwegische Forschung der letzten Dezennien überblickt, muss freilich gestehen, dass nicht alles, was für synthetische Methode eintritt, geeignet ist, Anhänger zu werben. Was die positiv zu wertenden Bemühungen betrifft, so ist es für die norwegische Situation symptomatisch, dass nicht die geistesgeschichtliche Forschung im Sinne der Unger, Korff, Ermatinger und zahlreicher anderer Vertreter der deutschen Literaturwissenschaft dominiert; ausschlaggebend ist vielmehr (vgl. Peter Rokseth, Anders Wyller u. a.) die von Croce angeregte neuidealistische Richtung, die noch konsequenter als die Geistesgeschichte mit den Prinzipien des Positivismus gebrochen hat, insofern sie nach Möglichkeit den Künstler und sein Werk von den Mächten des Raumes und der Zeit isoliert und die absolute Autonomie der Dichtung proklamiert. Dass dieser individualistisch-antihistorische Geistesaristokratismus für eine objektiv eingestellte Literaturwissenschaft keineswegs unbedenklich ist, hat Skard in dem oben erwähnten Überblick hervorgehoben. Er selbst tritt für eine Kombination angelsächsischer Werk- und Wirklichkeitstreue und Herderscher geistig-synthetischer Einfühlung, einer — wie wir später sehen werden — höchst fruchtbaren Symbiose, ein.

Die Prinzipien der Literaturforschung sind an kein Hier und Jetzt gebunden; deshalb hat die Methodologie die Verpflichtung, ihre Orientierung auf möglichst viele Literaturen und »Literaturwissenschaften« auszudehnen. Überall wo sich Schärfe des systematisch-begrifflichen Denkens mit dem für

das Handwerk des Literaturforschers höchst nötigen Fingerspitzengefühl paart, können neue und tiefere Einsichten in den Sinn und das Wesen dieser sich nur allzu leicht verflüchtigenden Wissenschaft gewonnen werden. Wie sehr neue Ergebnisse und Erkenntnisse von der Verfeinerung der literaturwissenschaftlichen Werkzeuge abhängig sind, lässt sich an Hunderten von Forschungsberichten ablesen. Da das theoretisch-begriffliche Fundament — ohne welches die Wissenschaft einfach verkümmert — in Skandinavien kein besonders solides ist, sehen sich vor allem die Nordisten dazu gezwungen, durch Aufgeschlossenheit dem laufenden gelehrten europäischen Gespräch gegenüber sich ihr nötiges Begriffsgerüst zu zimmern. Viele werden aber sicherlich ratlos die Frage stellen. Wo lohnt sich das Suchen, Sammeln und Sichten?

Der Verfasser des neuesten — ausführlichen und gründlichen — Forschungsberichts über allgemeine Literaturwissenschaft, der Züricher Professor Max Wehrli, antwortet («Allgemeine Literaturwissenschaft», Wissenschaftliche Forschungsberichte, geisteswissenschaftliche Reihe Bd. 3, 1951, S. 5) folgendermassen: »Die Literaturwissenschaften und überhaupt die Geisteswissenschaften mit ihrer philosophischen Begründung wie ihrer gelehrten Tradition sind zu einem guten Teil eine Schöpfung der klassischen Periode des deutschen Geistes; bis in die neueste Zeit hinein sind ihre Grundfragen am lebhaftesten in Deutschland diskutiert worden. Und innerhalb der deutschen Geisteswissenschaften war naturgemäss die Wissenschaft von der muttersprachlichen Literatur, also die Germanistik, das Feld der meisten Auseinandersetzungen.« Trotz der langjährigen Entartung der deutschen Literaturwissenschaft ins Plump-Propagandistische, einer Entartung, die Wehrli schonungslos brandmarkt, stehen in seinem Werk die deutschen (und deutsch-schweizerischen) Beiträge völlig im Zentrum. In theoretischen Grundrissen anderer Fachdisziplinen wie z. B. der Kunstgeschichte wird ohne weiteres festgestellt, dass so gut wie die ganze systematisch-methodische Arbeit in Deutschland geleistet worden ist (vgl. Henrik Cornell in »Vetenskap av i dag«, hrg. v. Gunnar Aspelin und Göte Turesson, 1940, S. 136). In den folgenden theoretisch-kritischen Betrachtungen über Geistes-, Stil- und Gattungsgeschichte sehen auch wir uns durch die gegebene Sachlage genötigt, uns ganz besonders mit deutschen Beiträgen auseinanderzusetzen. Es sei jedoch betont, dass im Bereich der modernen Literaturwissenschaft die führende Rolle der deutschen Forschung nicht mehr unangefochten ist. Das methodologische Interesse ist im Norden wie im Süden, in Europa wie auch in Amerika im Aufblühen. Wesentliche, im Dienste der geisteswissenschaftlichen Systematik stehende Werke sind uns in manchen Literaturen, vor allem in der holländischen und der amerikanischen Forschung, aufgestossen. Wenn im folgenden trotzdem weder die holländische noch die amerikanische Forschung ausführlich zitiert und debattiert werden kann, ist die Ursache in dem Versagen der Bibliotheken zu suchen.

Untersucht man die Triebkräfte des Aufblühens der methodenwissenschaftlichen Studien ausserhalb Deutschlands, so führen in den meisten Fällen die Spuren nach Deutschland zurück. Dennoch lohnt sich eine eingehende Berücksichtigung solcher Beiträge, die keineswegs als etwas Abgeleitetes oder Zweitrangiges betrachtet werden dürfen. Gegenüber der geistesgeschichtlichen Forschung echtdeutscher Observanz ist in den nicht-deutschen Arbeiten der Auftrieb ins Metaphysische weniger ausgesprochen, ebenso sind die Sprachen einer radikalen Begriffsverflüchtigung weniger zugänglich, kurz, die Möglichkeiten einer harmonischen Verbindung von Idee und Erfahrung und einer

intimen Verschmelzung von Stoff und Geist sind die denkbar günstigsten. Der Prozess des internationalen Austausches wertvoller nationaler Errungenschaften auf dem Gebiete der allgemeinen Literaturwissenschaft befindet sich freilich vorläufig durchaus in einem Anfangsstadium. Immer noch ist die Neigung, eigene Denkgewohnheiten als Denknöwendigkeiten zu betrachten und National-Beschränktes als Ewig-Gültiges hinzustellen so verbreitet, dass ein Vergleich der Lage der Literaturwissenschaft mit der der verschiedenen Naturwissenschaften im Hinblick auf internationale Freizügigkeit überhaupt nicht in Frage kommt.

Dass sich die rein sprachlichen Barrieren augenscheinlich nicht eben leicht zum Einsturz bringen lassen, zeigt mit voller Deutlichkeit dasjenige Werk, das sich um die konzentrierteste und umfassendste internationale Synthese bemüht, das 1943 von Joseph T. Shipley herausgegebene *Dictionary of World Literature*. Nur zu oft gewinnt der Leser statt der weltweiten Überschau und Zusammenschau nur Einblicke in kleine Sektoren, und bekommt er statt phänomenologischer Tiefenperspektiven mehr oder weniger zufällige Teilaspekte. Wenig vorbildlich ist es, dass die Behandlung des Stichwortes »history of ideas« mit keinem Worte andeutet, dass es eine deutsche Ideen- und Geistesgeschichte gibt. Noch verhängnisvoller ist die Tatsache, dass es in diesem Wörterbuch überhaupt kein Stichwort »Geistesgeschichte« gibt. Erst in dem Artikel »German criticism« gelang es mir, diesen für die moderne Literaturwissenschaft entscheidenden Begriff aufzuspüren. Selbst dieser nicht zumindest auf Grund einer reichhaltigen Literatur leicht darstellbare Artikel überrascht durch eine Fülle von Schiefheiten und Falschmeldungen. In oft völlig willkürlichen Gruppenbildungen reichen sich erbitterte Gegner die Hand. Dagegen lässt die Darstellung des Entwicklungsganges der modernen deutschen Literaturwissenschaft an Klarheit und Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig: »During the Weimar Republic both literature and criticism returned to reason, facts and science«. So Schückling (sic!), so Ermatinger. Letzterer taucht zu unserer Überraschung im folgenden wieder unter den Koryphäen des »Nazi criticism«, neben Heinz Kindermann, Helmuth Langenbacher, Paul Fechter und Albert Soergel auf. Die oft frappierende Aneinanderreihung von Tageskritikern und Literaturforschern ist auf den wenig differenzierten Begriff »criticism« zurückzuführen.

Das »Dictionary of World Literature« veranschaulicht schon durch seine Existenz die zahlreichen Aufgaben, die erst gelöst werden müssen, bevor es möglich sein wird, das babylonische Stimmengewirr in eine Sprache der gegenseitigen Verständigung zu verwandeln. Eine unabdingbare Voraussetzung ist das Wissen um Werden und Wachsen der verschiedenen Literaturwissenschaften sowie die Kenntnisnahme der jeweils erarbeiteten Fachterminologie. Dazu kommt als eine ebenso unerlässliche Forderung die Bereitschaft, sich in fremde Stil- und Denkformen einzufühlen. Vorläufig wird aber gewiss noch manche Abhandlung über Theorien und Probleme der allgemeinen Literaturwissenschaft geschrieben werden, ohne dass es der Verfasser für nötig findet nachzuforschen, ob seine Frage nicht schon jenseits der Grenzen gelöst worden ist. Angesichts der Tatsache, dass neuerdings immer wieder versucht wird, die Kategorien des Raumes und der Zeit einfach zu überspringen, muss man ferner darauf gefasst sein, dass die Literaturforschung auch in den folgenden Jahren um angeblich wissenschaftliche Poetiken bereichert werden wird, um Poetiken, deren innere geistige Leere, dilettantische (etwa psychologisierende) Generalisierungen und Systematisierungen und deren Ahnungslosigkeit modernen aus-

ländischen Forschungseinsichten gegenüber einen grellen Kontrast zu dem dogmatisch-selbstbewussten Gebaren der Verfasser bilden.

Dass die allgemeine Literaturwissenschaft als praktische und theoretische Disziplin bisher nicht imstande war, ihre Autorität als höchste Instanz der Literaturforschung zu behaupten, hängt mit ihrem eigentümlich gehemmten Entwicklungsgang zusammen. Die methodologische Intensivität und die Länder und Völker umspannende Extensivität vermochten sich nicht zu vermählen, sie strebten vielmehr immer wieder so weit auseinander, dass jeder Versuch einer Synthese ausgeschlossen war. Nach dem verheissungsvollen Anfang der Schlegelzeit trat in Deutschland die allgemeine Literaturwissenschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr in den Hintergrund, wozu besonders beitrug, dass sie bei der Konstituierung der Literaturforschung als Fachdisziplin im Universitätslehrplan — im Gegensatz zu zahlreichen anderen Ländern — durch keine eigenen Lehrstühle vertreten wurde. Die Tatsache, dass einer der massgebendsten deutschen Forscher auf dem Gebiet der allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft, Max Koch, nicht nur Positivist, sondern auch ausgesprochener Nationalist war, kennzeichnet die fragwürdige Situation dieser Wissenschaft um die Jahrhundertwende. Ohne einen echten, ideologisch bedingten Nährboden und ohne irgendeinen wirklichen Halt im Systemgebäude der deutschen Universitäten musste die vergleichende Literaturforschung im Deutschland des 20. Jahrhunderts dahinwelken. Die theoretische Neubessinnung, die vergeistigte Auffassung des künstlerischen Schaffens und die neugewonnenen Erkenntnisse der übergreifenden Sinnzusammenhänge vermochten es nicht, dieser Disziplin Saft und Kraft zu verleihen.

Im Gegensatz zu Deutschland nahmen in Frankreich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte einen gedeihlichen Fortgang. Das Erbe der Villemain, J. J. Ampère, Edgar Quinet u. a. verwalteten J. Texte, der den ersten Lehrstuhl für »littérature comparée« innehatte, Louis-Paul Betz, Fernand Baldensperger und viele andere namhafte Forscher. Dass sich die Disziplin der vergleichenden Literaturgeschichte in dem dem Zeitempfinden gemässen Rahmen des Positivismus verfestigte, ist keineswegs verwunderlich. Überraschend ist dagegen festzustellen, in welchem Masse es dieser Forschung gelungen ist, trotz aller geistigen Erschütterungen des 20. Jahrhunderts eine einmal formulierte und kodifizierte Methode ohne wesentliche Änderungen oder Eingriffe weiterzuführen. Wenn man sich an die oben erwähnten kräftigen Pendelbewegungen der Geisteswissenschaften zwischen 1900 und 1950 erinnert, darf man hier mit Fug und Recht von einer gewissen Verkrustung sprechen.

Ebensowenig wie es im 19. Jahrhundert Brandes gelang, mit seinen »Hauptströmungen« — von denen übrigens nur ein Band ins Französische übersetzt wurde — den positivistischen Forschern einen weiteren Horizont aufzuschliessen, ebensowenig vermochte das Aufblühen der Geistesgeschichte im 20. Jahrhundert eine Kursänderung herbeizuführen. Das wissenschaftstheoretische Grundbuch der vergleichenden Literaturwissenschaft, die 1931 zum ersten Mal erschienene Schrift Paul Van Tieghems »La littérature comparée«, ist von der festen Überzeugung getragen, dass Themen, Probleme, Ideen samt Splitterchen aus tausend Gedichten wie einst die Feuereimer von Hand zur Hand gehen. Der die Weltliteratur konstituierende Beziehungsreichtum wird in der Perspektive eines nie abreisenden individuell-persönlichen Gebens und Nehmens, Empfangens und Weiterreichens gesehen. Am meisten befremdet bei Paul Van Tie-

ghem das vierte, »Idées et sentiments« behandelnde Kapitel, das auf jeder Seite verrät, dass der Verfasser von der geistigen Ideendynamik keine Ahnung hat, denn selbst die ewigen Urprobleme des Lebens und des Todes werden unter dem Gesichtswinkel des Austausches auf dem grossen literarischen Weltmarkt gesehen. Dass in mehr als einem Jahrzehnt jenseits des Rheins mit den Grundprinzipien der Ideengeschichte und mit der Systematik der Forschung von den Problemen und Urproblemen des Lebens in intensivster Weise gearbeitet worden ist, ahnt der Verfasser anscheinend nicht, obgleich damals schon eine Unzahl diesbezüglicher Abhandlungen vorlag. Der äusserst fleissige und belesene Paul Van Tieghem hat bekanntlich auch grosse Übersichtswerke verfasst, Werke, in denen das stückhafte Denken keine wirklichen Entfaltungsmöglichkeiten besitzt; vor allem sei hier des gewaltigen Unternehmens: »Histoire littéraire de l'Europe et de l'Amérique de la Renaissance à nos jours« (1941) gedacht. Auch in dieser Darstellung ist es dem Verfasser nicht gelungen, Anschluss an die moderne synthetische Epochenforschung zu gewinnen, handelt es sich doch um »den naiven Versuch, das für Frankreich, aber nur für dieses, zutreffende Ablaufschema (17. Jahrhundert = Klassik, 18. Jahrhundert = Klassik und Vorromantik, 19. Jahrhundert = Romantik usw.) der europäischen Literatur aufzuoktroieren« (Ernst R. Curtius: »Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter«, 1948, S. 273). In Übereinstimmung damit spricht der Holländer H. P. H. Teesing (»Das Problem der Perioden in der Literaturgeschichte«, 1949, S. 131) von einer Vereinfachung der Hauptlinien, die einer Fälschung gleichkomme.

Dass auch in den letzten Jahren keine wesentliche Änderung der Forschungslage der »littérature comparée« stattgefunden hat, geht aus der neuesten Darstellung, dem Werke Marius-François Guyards über »Littérature comparée« (1951) deutlich hervor. Noch immer bildet Frankreich das Ausstrahlungszentrum und den Lebensbrennpunkt, noch immer wird unter weitgehender Vernachlässigung der überindividuellen Sinnzusammenhänge ausgiebig mit »Einfluss« gearbeitet.

Es wäre durchaus möglich, noch an zahlreichen Beispielen das eigentümlich beziehungslose Nebeneinander der deutschen geistesgeschichtlichen Forschung und der französischen »littérature comparée« zu veranschaulichen. So klafft zwischen den beiden beinahe gleichzeitig gegründeten Literaturzeitschriften, der »Revue de la littérature comparée« und der »Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte« eine tiefe Kluft. Dort dominieren die positivistisch-privatisierenden Einzelaspekte, hier die dynamisch-konstruktiven Synthesen, dort Veräusserlichung, hier Verinnerlichung, dort Stoffhuberei, hier Sinnhuberei. Wie die letzte Antithese unzweideutig zeigt, will der Unterschied zwischen Geistesgeschichte und »littérature comparée« nicht dahin verstanden werden, als handle es sich um eine Gegenüberstellung des absolut Negativen und des durchaus Positiven. Mögen auch gewisse Eigentümlichkeiten des Positivismus die charakteristischen Bezeichnungen der Parallelenjägeri, der Modellriecherei und der Unterrocksschnüffelei verdienen, und mag auch der Wille zur geistigen Zusammenschau mit dem Wesen einer Länder umgreifenden Literaturwissenschaft innig verbunden sein, so wäre es doch völlig abwegig, das deutsche Verfahren als das allein Gültige und Vorbildliche hinzustellen. Ebenso wie es mit den deutsch-angelsächsischen Begegnungen der Fall ist, wird eine vorurteilslose Aufgeschlossenheit der Weg zu einer gegenseitigen Annäherung und einer daraus erfolgenden fruchtbaren und fördernden Synthese sein. Und so ist zu hoffen, dass sich das Rationale

und das Irrationale, die »clarté« und die »Tiefe«, das Psychologische und das Philosophische, Nuance und Ganzheit und schliesslich das sich in der Problem-suche induktiv Vorantastende und das sich deduktiv Probleme aufwirbelnde Vorandrängende ein Stelldichein geben werden.

Es ist zu erwarten, dass sich die Fähigkeit des Assimilierens und die Möglichkeiten des Vermittelns, Versöhnens und Verschmelzens in den kleineren Ländern besonders günstig gestalten. Im Bezirk der Literaturwissenschaft sind diese Möglichkeiten nur stellenweise realisiert. Vor allem wäre hier die holländische Literaturwissenschaft mit einer beträchtlichen Reihe von Namen (Th. C. van Stockum, Herman Meyer, H. P. H. Teesing u. a.) und Werken hervorzuheben. Vorbildlich ist hier die Harmonie zwischen stofflicher Bewältigung und geistiger Deutung. Wohltuend wirkt es ferner, dass diese holländischen Forscher die Kunst der begrifflichen Formulierung meistern, ohne sich deshalb kopfüber in den unendlichen Raum der Abstraktionen zu stürzen.

Der energischste direkte Versuch, ein internationales Gespräch über die ewig brennenden Grundanliegen der Literaturwissenschaft in Gang zu bringen, ist von Ungarn ausgegangen, und zwar in der Gestalt der Zeitschrift »Helicon«, Revue internationale des problèmes généraux de la littérature«. Dies literaturwissenschaftliche Organ steht in engem Zusammenhang mit den internationalen Literaturkongressen, deren erster 1931 in Budapest stattfand. Dass gerade Ungarn das Zentrum dieser Zeitschrift wurde, ist nur zu begrüßen, wenn man bedenkt, wie viel Wertvolles die ungarische Literaturwissenschaft geleistet hat. Umfassendstes, Östliches wie Westliches beherrschendes Orientierungsvermögen, Sinn für die bunte und reiche Fülle des Individuell-Unwiederholbaren und gleichzeitig mühelose Bewältigung und Bändigung der Stoffmassen durch das begriffliche Denken kennzeichnen die besten ungarischen Arbeiten wie etwa die Barockstudien Andreas Angyals. Die Möglichkeit einer stärkeren Berücksichtigung der osteuropäischen Forschung ist ein fernerer Vorzug dieser Zeitschrift. Es ist aber schon auf Grund des ersten 1938 erschienenen Jahrganges festzustellen, dass die Ergebnisse den Erwartungen nicht entsprechen. Was vorliegt ist eine chaotische Mischung, ein Nebeneinander von gültigen methodologischen Erkenntnissen und rührenden theoretisierenden Naivitäten. Wertvolle Forschungsergebnisse und unverpflichtende essayistische Äusserungen gehen Hand in Hand. Die deutschen Forscher bilden keineswegs die Kerntruppe der theoretisch-systematischen Bestrebungen. Die von Franz Koch vorgelegte Abhandlung über »Die Entwicklung des organischen Weltbildes in der deutschen Dichtung« ist wenig geeignet, die Vorzüge geistesgeschichtlicher Forschung zu veranschaulichen; es handelt sich vielmehr um eine völlige Entartung und Preisgabe der Geistesgeschichte, denn der angebliche Ideenzusammenhang kommt erst dadurch zustande, dass alle grundlegenden Wesensunterschiede mit der Parteifarbe, und zwar in der Form der volksbiologischen Metaphysik Kolbenheyers, übermalt werden. Der Wert einer internationalen Literaturzeitschrift (und eines internationalen Literaturkongresses) ist nicht zumindest daran zu messen, in welchem Grad es gelingt, das polyglotte Aneinandervorbeireden auszuschalten. In diesen Heften ist aber äusserst wenig davon zu spüren, dass überkommene nationale Denkgewohnheiten oder Begriffshülsen durch jenseits des nationalen Gartenzaunes gewonnene Erfahrungen modifiziert oder liquidiert werden. Nicht einmal in den Rezensionen findet ein echtes Begegnen statt. Eine unerlässliche Voraussetzung eines legitimen wissenschaftlichen Gespräches ist naturgemäss die rücksichtslose Aufdeckung nicht-wissenschaftlicher Triebkräfte und Absichten. Es ist wenig Vorbildlich, wenn (Tome II, S. 90f.) etwa

Franz Kochs »Geschichte deutscher Dichtung« (1937) von nicht-deutscher Seite rezensiert wird, ohne dass nur mit einem Worte angedeutet wird, dass der völkisch-heroische Grundklang erst durch eine radikale Verzerrung der einfachen Gegebenheiten deutschen Geisteslebens zustande kommt. Schliesslich wird ebenso wie bei Shipley literaturwissenschaftlichen Schlüsselbegriffen durch falsche Übersetzung das Todesurteil gesprochen. Diese Mängel bewirken, dass selbst die fruchtbarsten Fragestellungen wie z. B. das Problem der Gattungen nur ganz ungenügend — meistens in der Gestalt höchst ergänzungsbedürftiger Randbemerkungen — behandelt werden. Dass sich das Gattungsproblem weder mit darwinistischen Hilfsbegriffen noch mit einem Hinweis auf »Mode« und »Geschmack« phänomenologisch deuten lässt, soll in einem späteren Zusammenhang nachgewiesen werden. Die Zeitschrift »Helicon« nahm zu einer ganz besonders ungünstigen Zeit eine Riesenaufgabe auf, die damals nicht zu bewältigen war. Die wahre Sachlage charakterisiert T. Thienemann in der Abhandlung »Entscheidungen« (Tome I, S. 75 ff.) durchaus zutreffend, wenn er feststellt, dass die »Philosophie der Literaturwissenschaft« — oder, wie wir lieber sagen möchten, die literaturwissenschaftliche Grundlagenforschung — in ihrem ersten Werden ist. Während Höhepunkte der nationalen Literaturen einen nie abreisenden Strom von Werken und Abhandlungen auslösen, die als paraphrasierende Begleitmusik oft höchst ermüdend wirken, sind Grundbegriffe und Schlüsseltermini meistens der persönlichen Willkür völlig preisgegeben. Es wäre deshalb sehr zu hoffen, dass nach dem sicher unwiderruflichen Erlöschen der Zeitschrift »Helicon« eine neue Publikation erstünde, die unter neuen Formen den Gedanken eines internationalen literaturwissenschaftlichen Forums weiterführte und zwar so, dass strengstens beachtet wird, dass sich das beziehungslose Nebeneinander in ein beziehungsträchtiges, aber gleichzeitig kritisches Ineinander wandelte. Dass die deutsche Literaturwissenschaft nach den Erfahrungen mit der bluthaften Volksgemeinschaft in theoretischer Unbefangenheit internationalen Stimmungen und Strömungen, Meinungen, und Methoden offen steht, ist für ein künftiges internationales Organ für allgemeine Literaturwissenschaft ein nicht leicht zu überschätzendes Aktivum.

Es sei schliesslich nachdrücklich betont, dass sich die sogenannte »Philosophie der Literaturwissenschaft« nicht zu der Literaturgeschichte verhält wie etwa die Geschichtsphilosophie zur Geschichte. Es handelt sich hier nicht um einen fragwürdigen, nachträglich konstruierten Oberbau, sondern um eine jeden Schritt und jeden Handgriff begleitende Selbstbesinnung. Dass das keineswegs als eine überflüssige theoretische Betrachtung verstanden werden darf, geht aus den zahllosen Fällen hervor, in denen Arbeitsleistung und Arbeitsergebnis ein schreiendes Missverhältnis bilden. Mit vollem Recht heisst es in dem 1950 von Harry Levin herausgegebenen Werke »Perspectives of Criticism«: *The corpus of literary criticism seems to include a overwhelming amount of misapplied ingenuity and wasted endeavor*. Beinahe wie eine Anleitung zu Kraft- und Zeitverschwendung wirken die von Paul Van Tieghem (*La littérature comparée*, S. 60ff.) aufgestellten Prinzipien des Verfahrens bei literaturvergleichenden Studien. Das geistige Beziehungsverhältnis zwischen zwei Literaturen wird von diesem französischen Forscher als eine Summe von einsträhnigen Entwicklungsfäden aufgefasst, die sich von einem émetteur zu einem récepteur und zwar meistens über einen transmetteur spinnen. Um eine Beeinflussung aufzuspüren, muss man erstens das Leben des émetteur mit peinlicher Genauigkeit studieren, um Jahr und Tag des Bekanntwerdens der jeweiligen Dichtung festzustellen. Zweitens wird es empfohlen, sich in das Land der mutmasslichen

Rezeption zu begeben. Angeraten wird das Studium der politischen, sozialen, philosophischen, religiösen, naturwissenschaftlichen und literarischen Verhältnisse in dem betreffenden Lande. Schliesslich müssen um irgendeine Beeinflussung genau nachzuweisen, die Autoren zweiten und dritten Ranges mit besonderem Eifer studiert werden. So kreissen die Berge und gebären eine Maus. An diesem Beispiel wird klar, wie verhängnisvoll es sich auswirkt, wenn der Begriff der strukturierten Ganzheit ignoriert wird. Seit Jahrzehnten war dieser Begriff der deutschen Forschung eine Selbstverständlichkeit.

4. WEGE UND IRRWEGE DER MODERNEN DEUTSCHEN LITERATURWISSENSCHAFT

Wer sich über Methoden und Richtungen, Hauptvertreter und Hauptprobleme der neueren deutschen Literaturwissenschaft unterrichten möchte, dem steht eine Unzahl von Werken und Abhandlungen zur Verfügung. Besonders die zwanziger Jahre waren reich an wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen, die bisweilen kompendienhaft-unpersönlich gestaltet waren, die aber viel häufiger einen militant-monologischen Charakter trugen. Eine dritte, originellere Lösung findet man bei Franz Schultz, der in seinem Buch »Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte« (1929) die Probleme in dialektische Bewegung bringt, und zwar dadurch, dass er einen Ministerialrat, einen Professor und einen jungen Doktor, der natürlich ausgesprochener Geistesgeschichtler ist, gesprächsweise die Forschungslage beleuchten lässt. Der Verfasser verschwindet jedoch nicht völlig hinter den Kulissen dieses Dramas. Ein gewisser Konservatismus ist als Grundton spürbar, eine gehässige Ablehnung der Taten und Werke der Schererzeit liegt dem Verfasser durchaus fern.

Während des Naziregimes erschienen weitere theoretisch-geschichtliche Rück- und Ausblicke; in den überwiegenden Fällen handelt es sich aber um strafende und zürnende Rückblicke und um Ausblicke in eine ideale Zukunft, in der sich die Germanistik voll und ganz dem Führer und Reich geopfert hätte. Eine Ausnahme bildet die grosse, nicht fertiggewordene literaturwissenschaftliche Summa Julius Petersens »Die Wissenschaft von der Dichtung. System und Methodenlehre der Literaturwissenschaft« (1939), die in politischer Hinsicht freilich durchaus nicht makellos ist, die aber das Erbe früherer Forschergenerationen nicht mutwillig über Bord wirft, sondern vielmehr mit der Sorgfalt des Sammlers alle Ansichten und Anschauungen, alle Thesen und Theorien katalogisiert und rubriziert. Das an reinen Kuriositäten überreiche Werk ist aber zur Erhellung der Problem- und Forschungslage der deutschen Literaturwissenschaft und insbesondere der Geistesgeschichte wenig geeignet. Schon ein Blick auf den Abschnitt »Geisteswissenschaft« (S. 40ff.) vermittelt den Eindruck eines mechanistisch-geistfeindlichen Verfahrens. Der Verfasser, der sich augenscheinlich von der Symmetrie der Zahlen besonders angezogen fühlt, ist nämlich vor allem darum bemüht, bei jeder Jahreszahl seit der Jahrhundertwende irgend ein Buch namhaft zu machen und zwar ohne jede Rücksicht auf Entwicklung und inneren Zusammenhang. Julius Petersen, der sich, wie auch seine, geistige Prozesse oft geradezu frappierend konkretisierende Bildersprache bezeugt, in einer unaufhebbaren Distanz zu dem Geistig-Unwägbaren befindet, schlägt bisweilen einen direkt ironischen Ton an, so beispielsweise in der Ein-

leitung mit folgender Äusserung: »Ein Forscher schien nichts zu gelten, wenn er nicht eine neue Methode benamst hatte, die an der Wissenschaftsbörse gehandelt wurde« (S. 17). Er spricht vom »Anthropologischen, Biologischen, Charaktereologischen, Deskriptiven, Ethnologischen, Formanalytischen, Geopsychischen« (S. 16f.) als Beispielen solcher neuen geisteswissenschaftlichen Richtungen — damit triumphiert aber die Buchstabenmagie über den sinnhaften Zusammenhang.

Dass Petersens Kompendium keine befriedigende kritische Orientierung über die wechselnden Bestrebungen und Zielsetzungen der nachpositivistischen deutschen Literaturwissenschaft gibt, ist umso bedauerlicher, als die Forschung der Nachkriegszeit auf diesem Gebiete im grossen und ganzen versagt. Es gibt zwar — vor allem thesenhaft überspitzte — Einzelabhandlungen. Kritisch-systematische Gesamtdarstellungen, die die ganze Entwicklung seit Scherer berücksichtigen und die heutige Lage im Licht der massgebenden Leistungen, der methodischen Erkenntnisse und theoretischen Einsichten der Vergangenheit sehen, gibt es nicht. So müssen wir tatsächlich bis in die für die deutsche Literaturwissenschaft besonders fruchtbaren zwanziger Jahre zurück, um wissenschaftstheoretische Werke von Rang anführen zu können. An dieser Stelle sei nur auf das kleine Buch Oskar Bendas »Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft« (1928), das sich bescheiden als »eine erste Einführung in ihre Problemlage« bezeichnet, hingewiesen. Bendas Darlegungen, die sich durch eine ungewöhnliche Gedrängtheit und Prägnanz auszeichnen, verraten eine geistige Tiefe und kritische Schärfe, die wir im Werke Petersens vergebens suchen. Zu beanstanden wäre höchstens — abgesehen von etwaigen Wertungsdifferenzen — dass die umfassende Belesenheit Bendas ihn bisweilen dazu verführt, in einer angeblichen Einführung selbst entlegene Werke heranzuziehen und periphere Forschungsrichtungen aufzuspüren. Obgleich Bendas »gegenwärtiger Stand« längst Vergangenheit geworden ist, verdient diese kleine Darstellung auch heute noch gelesen zu werden, und zwar sowohl wegen ihrer vorbildlichen Ausdrucksform als auch wegen ihrer kritischen Haltung mythologisierenden Konzeptionen und spekulativen Konstruktionen gegenüber. Der Österreicher Benda sieht zwar die deutschen theoretisierenden Bemühungen aus einer gewissen Distanz — sowohl in der österreichischen Literaturwissenschaft als auch in der österreichischen Philosophie machen sich positivistische Tendenzen stärker geltend — er verliert aber niemals die Fühlung mit den wesentlichen Intentionen der deutschen Literaturforschung. Bei aller Notwendigkeit kritischer Sezierkunst hätte mancher allerdings etwas mildere Töne angeschlagen, erkennt Benda doch selbst, dass sich die deutsche Literaturwissenschaft gegen Ende der zwanziger Jahre in fördernder und vorteilhafter Richtung weiterentwickelt. Er ahnt »die Morgenröte eines neuen geistbeseelten Realismus«. Wer sich über das Forschungsniveau etwa ein Vierteljahrhundert später äussern muss, befindet sich in einer weniger günstigen Lage, ist er doch, um sich aus einer zu betonten Negativität zu retten, nur zu geneigt, als *laudator temporis acti* aufzutreten.

Dass die seit dem Zusammenbruch des Hitlerregimes verflossenen sieben Jahre für die deutsche Literaturwissenschaft recht mager waren, wird kein Einsichtiger in Abrede stellen, besonders nicht, wenn die Zeitspanne 1926—33 oder auch das vorhergehende noch im Zeichen des expressionistischen Sturmes und Dranges stehende Jahrsiebt als Vergleich herangezogen werden. Die Hoffnungen, dass es der modernen Forschung gelingen würde, mit gewissen Modifizierungen wieder einen engeren Anschluss an die bis 1933 gültige Ar-

beitsweise zu gewinnen, sind zunichte geworden. Obgleich in der kritischen Selbstbesinnung seit 1945 eine lebhaftige Skepsis gegen das Faustische — und damit auch gegen Goethes »Faust« — spürbar wurde, huldigten die Vertreter der Wissenschaft von der Dichtung noch treu dem Dynamischen, dem Prinzip des Faustisch-Vorwärtsdrängenden. Noch bewähren die Schlagworte ihre bannende Macht, noch scharen sich jüngere wie ältere Forscher um neue Forschungsparolen, selbst um Theorien, deren Vokabular aus wesensfremden Bezirken stammen — die »morphologische Literaturwissenschaft« wird in einem späteren Kapitel einer kritischen Würdigung unterzogen werden — noch zieht man, alle Brücken hinter sich abbrechend, in ruhelosem Suchen auf neue Eroberungen aus, und zwar ohne zu bedenken, ob nicht zugleich wertvolles Erbe verloren geht. »Ein neuer Anschluss an die geistes-, ideen-, problemgeschichtliche Linie von den zwanziger Jahren wäre heute unmöglich und bedenklich (sic!). Denn man steigt nicht zweimal in denselben Fluss« heisst es in der ersten seit dem Kriegsende mir erreichbaren deutschen literaturmethodologischen Proklamation, der Abhandlung (Kurt Mays) »Über die gegenwärtige Situation einer deutschen Literaturwissenschaft« (Trivium, Jahrgang V, S. 303). Nicht alle werden sich aber durch eine trügerische Bildersprache bestechen lassen oder sich mit der apodiktischen Erklärung, die geistesgeschichtlichen Forscher »hatten die Gunst der Stunde seit 1930 etwa nicht mehr« (S. 294) zufriedengeben. Dieser Aufsatz ist für die Einstellung derjenigen Forscher symptomatisch, die nicht im Stande sind, der Vergangenheit vorurteilslos gerecht zu werden.

Diskutierbar ist dagegen die mehrmals geäußerte Behauptung, dass in den Ereignissen der dreissiger und der vierziger Jahre der Glaube an eine idealistische Seinsordnung in dem Grade Schiffbruch erlitten habe, dass die grundlegenden Voraussetzungen geistesgeschichtlicher Literaturdeutung nicht mehr vorhanden seien. Dazu sei aber bemerkt, dass sich die spätere von der Morgenröte eines geistbeseelten Realismus überstrahlte geisteswissenschaftliche Forschung keiner immanenten, selbstgenugsamen Geistigkeit verschrieben hatte. Ganz besonders muss betont werden, dass gewisse fundamentale Tugenden dieser Forschung aus den letzten Jahren vor dem Anbruch der Diktatur weltanschaulich völlig indifferent sind. Vollständige Beherrschung der betreffenden Fachliteratur sowie kritische Stellungnahme zu den Vorgängern, um das Neue der eigenen Position sichtbar zu machen, waren damals neben gründlichen, Stoff und Geist gleichmässig berücksichtigenden Analysen fraglose Voraussetzungen einer echten literaturwissenschaftlichen Forschung.

5. EIN BEISPIEL. DIE STIFTERFORSCHUNG

Wenn im folgenden in aller Kürze versucht werden soll, die heutige Lage an konkreten Beispielen zu charakterisieren, und zwar ohne jedes Schönfärben oder Schwarzsehen, so wäre es ziemlich angreifbar, dieses und jenes Werk herauszugreifen und ihm stellvertretenden Wert zuzusprechen. Um ein objektiveres Bild zu gewinnen, wird es sich lohnen, die um eine Einzelpersönlichkeit konzentrierte Forschung unter die Lupe zu nehmen. Eine weder zu schmale noch zu breite Basis bildet die deutsche, deutsch-österreichische und schweizerische Stifterforschung der Nachkriegszeit. Eine all-

gemeine Strukturzüge aufzeigende Darstellung wie diese beansprucht nicht als erschöpfender Forschungsbericht betrachtet zu werden, sind doch manche Stifter-Aufsätze in mir nicht zugänglichen Zeitschriften versteckt. Unerreichbar sind ferner beispielsweise die Publikationen der Münchener Stifter-Gesellschaft*). Dagegen möchte der Verfasser dieser Darstellung nicht das Verfahren Paul Requadts nachahmen, der (Wirkendes Wort, 2. Jahrgang S. 160ff.) »Über den gegenwärtigen Stand der Stifterforschung« berichtet, ohne auch nur die Namen Eric A. Blackalls und Moriz Enzingers zu nennen, um damit nur ein paar der empfindlichsten Lücken dieser Übersicht anzudeuten. Ein Vergleich zwischen dem Forschungsbericht P. Requadts und dem viel älteren von Josef Dünninger »Das Stifterbild der Gegenwart« (Germanisch-romanische Monatsschrift 1931, Nachtrag 1932) bestätigt das oben berührte Wertungsproblem.

In Österreich ist die Stifterforschung schon 1946 in lebhaften Fluss gekommen. Drei Bücher sind zu verzeichnen: Liselotte Hoffmann »Adalbert Stifter und Wien«, A. Roessler »Der unbekannte Stifter« und Alfred Winterstein »Adalbert Stifter. Persönlichkeit und Werk. Eine tiefenpsychologische Studie«. Ob nun diese Bücher als Ausdruck eigentlicher literarhistorischer Forschung zu betrachten sind, ist aber sehr fraglich. Liselotte Hoffmann erklärt ausdrücklich, dass sie nicht beabsichtige, neue Erkenntnisse zu vermitteln. Ihr Buch atmet österreichische Biedermeierstimmung. Die Biedermeierkultur bildet den Rahmen, in dem Stifter gesehen wird, der Dichter, der sich in den vorausgegangenen Jahren so viele Übermalungen hat gefallen lassen müssen. Wie so mancher österreichische Schriftsteller von heute flieht Liselotte Hoffmann in die gute alte Zeit. Ausgesprochen populär ist auch Roesslers kleines Buch über »Den unbekanntesten Stifter«, wobei besonders an den Briefschreiber Stifter zu denken ist, der allerdings weder dem Stifterforscher noch dem Stifterfreund fremd ist. Über das Seelenleben des Dichters weiss Roessler gut Bescheid: »Adalbert Stifter war eine harmonische Natur, das ist gewiss« heisst es (S. 23). So gehen Popularisierungsbestrebungen und Harmonisierungstendenzen beinahe immer Hand in Hand.

Nichts weniger als harmonisierend ist dagegen das Werk Alfred Wintersteins, der — übrigens nicht als erster — das Schlagwort »dämonisch« durch »psychopathisch« ersetzt und in diesem Sinne Stifter deutet und zwar mit einer unüberbietbaren Konsequenz. Wir erfahren bei Winterstein gewiss manch Neues über Stifter und seine Kunst. Sein Malen fasst er als eine Sublimierung der Analerotik auf. Auch das angeblich biedermeierische »Sammeln und Hegegen« wird in neuartiger Weise erklärt, nämlich als Sublimierung der Neigung zum Zurückhalten der Exkrete. Der Verfasser findet ferner für Stifters »umständlichen«, »weitschweifigen« Stil ohne Schwierigkeit eine anale Erklärung. Dass die Ballonfahrt im »Kondor« sexuelle Symbole schildert, wird uns danach nicht mehr wundern. Es liegt aber kein Grund vor, sich genauer mit diesen Anal-, Fäkal- und Sexualproblemen zu befassen. Die für das Verständnis Stifters unerlässliche Tiefenpsychologie ist bei Winterstein völlig ad absurdum geführt worden.

Herbert Cysarz sieht in seiner Abhandlung, »Der Dichter des seienden Seins: Adalbert Stifter« (in »Welträtsel im Wort«, 1948) das Tigerhaft-Dämo-

*) In den beiden ersten Folgen der 1952 gegründeten Vierteljahrsschrift »Adalbert Stifter-Institut des Landes Oberösterreich« finden sich zwei sehr gründliche bibliographische Berichte über »Stifter in aller Welt«, in denen mancher uns unzugängliche Beitrag verzeichnet ist.

nische in der Existenz Stifters. Er meint aber, dass der Dichter diese Kräfte dadurch bewältige, dass er »ein Urgebirge des Seins« darüber wälze. Es dürfte aber nicht leicht sein bei Cysarz konkrete Sinnzusammenhänge zu erfassen, denn zwischen Stifter und dem Leser dieser Abhandlung erhebt sich eine Mauer von Wort- und Phrasenkolossen. Von Stifter heisst es: »Er ist allen elementaren und absoluten Werten des Menschen verschworen«, (S. 249). Über den Künstler wird u. a. folgendes mitgeteilt: »Er vermittelt das schlechthin umfassendste Sein und Werden, das noch den unbändigsten Willen übergreift«, (S. 250). Und schliesslich heisst es vom Werke: »In Stifters Werk ragt ein Massiv von Granit aus der Sintflut über ein Weltalter«, (S. 247). Wie Cysarz mit solchen Superlativen in einen leeren Raum vorstösst, so auch mit seinen, aus reichen Kenntnissen geschöpften endlosen Vergleichen zwischen Stifter und allen möglichen Männern der Weltliteratur und der bildenden Kunst. Greifbares und Eindeutiges liegt dagegen vor, wenn der Verfasser »Prokopos« als ein Gipfelkunstwerk und »Hagestolz« als einen Versager bezeichnet, nur dürfte er damit schwerlich Anklang finden. Die grösste Überraschung bereitet aber folgendes Postulat: »Stifters Prosa entsagt jeder Stillisierung«, (S. 267). An den zahlreichen, Stifters Entwicklung nicht berücksichtigenden Gesamturteilen ist spürbar, dass Cysarz oft einer recht altmodischen Stifterauffassung huldigt. Der Verfasser, der kraft seines zügellosen Assoziationsvermögens in vielen seiner früheren Schriften der sachlichen Forschung wertvolle Anregungen geben konnte, lässt in diesem Falle den Leser leer ausgehen.

Zwischen dem »Jungen Deutschland« und dem alten Stifter gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Während sich die Vertreter der Jungdeutschen Bewegung ins Aktuell-Politische hinausstürzen, flieht der alte Stifter in die Bergwälder hinauf, um sich dort jeder leisesten Berührung mit den politischen Mächten entziehen zu können. Angesichts dieser Tatsache wirkt es einigermaßen überraschend, wenn Stifter heute geradezu als Homo politicus hingestellt wird. Dass es sich in der Schrift von Theodor Pütz »Witiko« als Urbild des politischen Menschen« (1950) nicht um Wortkunst, sondern um Staatskunst handelt, geht schon daraus hervor, dass das Buch in der Sammlung »Klassiker der Staatskunst« erschienen ist. »Witiko« wurde bekanntlich während des Hitlerregimes immer wieder zeitgemäss ausgelegt. Der Gedanke der organischen Gemeinschaften wurde im Sinne der Propaganda verstanden. Hinzu kamen die ganz groben Verzerrungen ins Völkisch-Führerhafte. Es ist Theodor Pütz' Verdienst, wieder betont zu haben, dass die Hierarchie der Ordnungen, der menschlichen Lebenskreise in dem göttlichen Ordo, dem Gedanken des Imperium Christianum, gipfelt. Wenn er ferner, sich gegen die masslos und gottlos Mächtigen wendend, die Idee des wahren politischen Führers von der des rücksichtslosen Verführers abhebt, ist das wiederum eine sehr nützliche Korrektur; es sei aber bemerkt, dass diese ausgesprochen didaktische Exegese des äusserst zitatenreichen Buches nicht im Dienste einer suchenden und forschenden Wissenschaft steht. Für Pütz geht es nicht um die immer eindringlichere Erkenntnis eines spezifischen Soseins, sondern darum, einer chaotisch-suchenden Zeit ewige Urbilder mahnend vor Augen zu halten*).

*) Das — uns nicht mehr erreichbare — Buch Erich Fechners »Recht und Politik in Adalbert Stifters Witiko. Stifters Beitrag zur Wesensbetrachtung des Rechts und zur Charakterologie und Ethik des politischen Menschen«, (1952) geht — was Gegenwartsbezogenheit und Kunstfremdheit

Wie die Dichtungen Stifters während des Naziregimes eine magische Gewalt ausübten, so nicht weniger in den Jahren nachher. Schon im Jahre 1946 erscheint in Deutschland ein umfassendes, schön ausgestattetes Stifterbuch, Karl Privat, »Adalbert Stifter. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten«. Privat hat in einer ausserordentlich aufschlussreichen Weise die verschiedenen Lebensdokumente mit seinen eigenen begleitenden Kommentierungen zu einem organischen Ganzen verflochten. Dem Verfasser ist es in erster Linie darum zu tun, angesichts der Verluste der Bibliotheken Stifter wieder allen zugänglich zu machen. Die grosse, Lebensschilderung, Seelendeutung, Werkinterpretation und Stilanalyse vereinigende Stifterbiographie ist bis heute nicht geschrieben.

Inwiefern die drei seit 1946 in Deutschland erschienenen Darstellungen und Deutungen der Dichtungen Stifters, Walther Rehm »Nachsommer« (1951), Hermann Kunisch »Adalbert Stifter. Mensch und Wirklichkeit. Studien zu seinem klassischen Stil« (1950) und Curt Hohoff »Adalbert Stifter. Seine dichterischen Mittel und die Prosa des neunzehnten Jahrhunderts« (1949), zur Lösung dieser Aufgabe beitragen, soll im folgenden untersucht werden. Da diese Werke tiefe Einblicke in wesentliche Schichten der modernen deutschen Literaturwissenschaft gewähren, und zwar wie sich diese in den westdeutschen Bundesländern entfaltet, muss hier zugunsten einer etwas einlässlicheren Darstellung auf eine kurze, nur schlagwortartige Charakteristik verzichtet werden.

»Gegen den Herbst kömmt wieder eine freiere Zeit. Da haben sie gleichsam einen Nachsommer und spielen eine Weile, ehe sie fortgehen«. Dieses Vogel-Gleichnis ist unerhört stimmungsträchtig; es überkommen jeden aufgeschlossenen Leser Empfindungen des kaum Sagbaren, ein Gefühl der seelischen Windstille der kühlen und klaren »Herbstzeitlosigkeit« und gleichzeitig das wehmütige Wissen um das abendliche Sichneigen, das still-unmerkliche Verrinnen und Vorübergehen. Über diese »cognitio vespertima«, diese Feierabenderkenntnis, hat Walther Rehm sein Buch »Nachsommer« geschrieben. »Der unnachahmliche Zauber, der Stimmklang, das Klima und die Atmosphäre des Werks sind in Worten nur schwer zu beschreiben«, bekennt der Verfasser (S. 89). Der Leser erkennt aber bald, dass er die Kunst des stimmunghaften Andeutens mit völliger Meisterschaft beherrscht. In einer Wortkunst, die virtuos die Möglichkeiten der variato ausnutzt, werden in einem typisch musikalischen Kompositionsgefüge die Stimmungen der »Feierabendansicht des Lebens« durch das ganze Buch hindurch festgehalten. Diese Wortkunst ist aber zugleich eine ausgesprochene Spätkunst, eine Spätblüte der Kunstvermittlung George-Gundolfscher Observanz, die hier und da deutliche Spuren des Manierismus trägt: »All die möglichen Formen menschlichen Leids und Schicksals sind voll erlebt und im nachsommerlich selbstgenugsamen Frieden der Dichtung ganz empfunden. Sie sind im lebendigen Still-Stand der Zeit, im Augen-Blick eines späten, reifen Glücks aufgehoben. Sie sind wie zur Voraus-Setzung in den Grund des Rosenhauses, in den Grund seiner Landschaft und ihrer Menschen eingelassen« (S. 68).

betrifft — wahrscheinlich noch über die Schrift von Pütz hinaus. In der Verlagsankündigung wird offen erklärt, dass es sich um keine Auseinandersetzung mit dem berühmten Roman handle, die Abhandlung eigne sich aber »als Leitfaden für den politischen und den rechtskundlichen Unterricht an den Schulen und als Ausgangspunkt für die selbständige Auseinandersetzung der Rechtsstudenten mit den Grundfragen ihres Faches«.

Die Themastellung des Buches erweitert sich allmählich so sehr, dass nicht nur Jean Paul, J. P. Hebel, Jacob Grimm, Wilhelm von Humboldt und Jacob Burckhardt, sondern auch antike Schriftsteller und neuere europäische Maler einbezogen werden. Es kommt dem Verfasser geradezu darauf an, »das Gemeinsame der abendländischen Altershaltung« darzustellen. Versucht man aber — und das ist in unserem Zusammenhang eine unabdingbare Forderung — ohne sich von dem Glanz der Worte bestechen zu lassen, das Werk Rehms unter dem Gesichtswinkel rein wissenschaftlicher Erkenntnisse zu betrachten und es mit den bisherigen Resultaten der Stifterforschung zu konfrontieren, so ist das Ergebnis wenig günstig. Der Untertitel des Buches lautet »Zur Deutung von Stifters Dichtung«. Wer aber auf interpretatorischem Wege gewonnene neue Einsichten referieren wollte, würde ohne Zweifel in die grösste Verlegenheit geraten. Einzelprobleme des Ideengehaltes und der künstlerischen Gestalt werden nicht erörtert. Wenn Rehm, Wortkünstlerisches streifend, die Ansicht äussert, dass der fallende Rhythmus des Wortes »Nachsommer« einen besonderen inneren Bezug zum sinkenden Rhythmus des Lebens habe, so handelt es sich um Eindrücke, die jenseits des philologisch Erkennbaren und Verifizierbaren liegen. Rehm gegenüber dringt Emil Staiger in der »Nachsommer-Abhandlung seines Buches »Meisterwerke deutscher Sprache« (2. Aufl. 1948), die sich gleichfalls durch hohe formale Schönheit auszeichnet, tiefer in die Ideen-, Menschen- und Formwelt des »Nachsommers« ein.

Da sich die Rehmsche Wortkunst in dem schönen Schein des Stimmungsabglanzes des »Nachsommers« bewegt, erfahren wir so gut wie nichts von dem leidvollen Lebensuntergrunde, auf dem diese Traumvisionen des nachsommerlichen Daseins emporgeblüht sind. Es müsste auch direkt gesagt werden, dass schon die Titelgebung als eine Tarnung anzusehen ist. Stifters sommerloses Nachsommer-Traumbild in die abendländische Idyllentradition und die deutsche Lebensabendstimmungs-Literatur einzuordnen, ist zwar an sich begrüssenswert, nur ist nachdrücklich zu betonen, dass Stifters spezifisches künstlerisches und menschliches Sein erst aufgedeckt worden ist, wenn die existentiell begründeten Wesensunterschiede der Stifterschen Konzeption von der herbstlichen Haltung der Grimm, Nietzsche, Burckhardt u. a. scharf abgehoben werden. Es leuchtet ferner ein, dass die antike humanitas, serenitas, maturitas und hilaritas mentis Ausdrücke sind, deren ureigener Sinn nur auf Grund bestimmter nationaler, sozialer und geistesgeschichtlicher Konstellationen erklärbar ist. Wer eine gesamt-abendländische Altershaltung voraussetzt, tanzt über trügerische Wortbrücken hinweg.

Typisch für das eigenartige Stifterbuch von Hermann Kunisch ist schon die Tatsache, dass sich der Verfasser nicht darum bemüht, die von ihm vertretenen Ideen an den einzelnen Werken Stifters systematisch aufzuzeigen. Viele Erzählungen werden überhaupt nicht erwähnt, andere nur ganz flüchtig gestreift. Ebensovienig findet man bei Kunisch systematische Betrachtungen über die Stilstufen Stifters. Eine engere Berührung mit der Kunstwelt Stifters lässt sich nur in den Untersuchungen über die verschiedenen Fassungen der »Mappe« nachweisen. Die Haupt- und Wesenszüge der Entwicklung von der »Urmappe« zur »Letzten Mappe« sind freilich schon längst bekannt, hat doch Franz Hüller in seiner gründlichen Einleitung zu dem 12. Band der Prager Gesamtausgabe darüber ausführlich gehandelt. Zudem sind die stofflichen und strukturmässigen Unterschiede zwischen den verschiedenen Fassungen doch wohl so offensichtlich, dass es sich erübrigen dürfte, sie in detaillierter Form zur Darstellung zu bringen. Erforderlich sind dagegen Untersuchungen über das Wechselver-

hältnis von Stil und Stoff, Form und Motiv, wodurch die kleinen Risse und Sprünge aufgedeckt werden würden, die sich daraus ergeben, dass eine vollständige stofflich-motivische und stilistische Transponierung von der Frühstufe der Wesensentwicklung Stifters zu den späteren überhaupt nicht im Bereich des Möglichen liegt.

Um die für Kunisch eigentümliche Begriffswelt und Darstellungsweise zu veranschaulichen, ist es nötig, ein paar Zitate zu bringen. Das Buch ist Guardini gewidmet »zu dessen Verdiensten die Wiederentdeckung der ganzen Wirklichkeit des Menschen, wenigstens für das Religiöse, gehört« (S. 191). Auch das Verdienst Stifters ist nicht gering: »Man könnte sagen, Stifter sei derjenige Dichter, der den Wert des Menschen für den Menschen neu entdeckt habe« (S. 120). »Stifter gibt dem Wort eine Verbindlichkeit und Gültigkeit, die nur aus einer Auffassung verstanden werden kann, wie sie im christlichen Abendlande als unveräusserliche Grundbedingung jedes menschlichen Daseins bewahrt worden ist, die das Wort als Teilhabe am göttlichen Logos und damit als an der Wahrheit begreift und verteidigt« (S. 166). »Stifter ist der letzte, der in geschlossener Grösse die abendländische Gültigkeit des Wortes vertreten und in seinem Werk verwirklicht hat« (S. 166 f.).

Wer solche undiskutierbaren Thesen zur Kenntnis genommen hat, »versteht« dann die Hauptthese dieses Forschers, der sich um den Nachweis bemüht, »dass Stifter in einem nicht gewöhnlichen Sinne ein Dichter des Menschen sei« (S. 114). Ihm kommt es darauf an, die irrige und verbreitete Ansicht von dem Naturdichter Stifter zu widerlegen« (S. 114). Allerdings ist auch an dieser Stelle eine wirkliche Erörterung insofern nicht möglich, als es uns bedünken will, dass die Welt der Menschen das ewige Hauptanliegen der Dichter ist, und dass Stifter gerade durch seine grossartigen Ausblicke über die Wüsten und Wälder, die Berge und Flüsse der deutschen Literatur etwas Eigenartiges schenkte.

Fragt man, warum es Kunisch so sehr darum zu tun ist, Stifter als den Dichter des Menschen hinzustellen, so liegt die Antwort auf der Hand: Das ganze Streben des Verfassers ist darauf gerichtet, den Dichter in mittelalterlich-katholischen Zusammenhängen zu sehen: Stifters Dichten und Denken wurzeln in der abendländisch-mittelalterlichen Seinslehre. Nun gibt es kaum ein Gebiet, wo die Begriffsverflüchtigungen bis zur völligen Sinnentleerung einen günstigeren Nährboden finden als in dem Bezirk der mittelalterlichen Ontologie. Diese Möglichkeiten werden voll ausgenutzt. Der Sinn des geisteswissenschaftlichen Forschens des 20. Jahrhunderts liegt nicht zumindest darin beschlossen, rein geistige Prozesse mit einer früher nicht möglichen Prägnanz und Schärfe zu erfassen und zu formulieren. Da die dabei unvermeidliche Präponderanz abstrakter Begriffe einen breiten und bequemen Weg ins Leere und Phrasenhafte öffnete, ist der Wert der geistesgeschichtlichen Forschung in einem nicht unbeträchtlichen Grade davon abhängig, inwiefern es dem betreffenden Verfasser gelungen ist, seinen Begriffen Dichte, Eindeutigkeit und scharfe Konturen zu verleihen. Wie sehr Kunisch dazu neigt, in seltsamer Weise das Allgemeinste aufzugreifen und zu kombinieren, liesse sich auf Schritt und Tritt nachweisen. So behauptet er z. B., »dass das Einfache, das *Gewöhnliche* auch das *Wahre* ist, wie es überall dort begegnet, wo ursprünglich abendländisch-christliches Empfinden unverfälscht vorhanden ist, und das schliesslich auf die Überzeugung zurückgeht, dass das Gute auch das *Wahre*, das Wirklichkeitsgemässe ist« (S. 55). Immer wieder wird höchst wirklichkeitsfremd von der Wirklichkeit und Wahrheit der Dinge gesprochen. Stifters Vorliebe für das Wort »Ding«

— und zwar schon lange vor dem »Nachsommer« — hat bereits Karl Josef Hahn erkannt und eine überreiche Fülle von Belegen gegeben vgl. »Adalbert Stifter. Religiöses Bewusstsein und dichterisches Werk« (1938, S. 68 ff.), ein Werk, das Kunisch augenscheinlich unbekannt geblieben ist. Es ist Aufgabe der Philologie, den jeweiligen Wortsinn eines jeden Begriffes bis ins Letzte zu analysieren — gerade diese Funktion bedingt die ausserordentlich fruchtbare und fördernde Symbiose von Philologie und Geistesgeschichte. Dagegen verzichtet die mit vorgefassten Ideen arbeitende Geisteswissenschaft auf jede philologische Nachprüfung, denn eine solche könnte das leichte Gedankengespinnst erbarungslos zerpflücken. Die von Kunisch vertretene Stifterauffassung ist nicht aus den Texten herausinterpretiert. Sehr wesentliche Anregungen vermittelten ihm Schriften Guardinis, Theodor Haeckers und Josef Piepers. Scholastische Glaubenssätze wie etwa »omne ens est verum« spuken überall hinter den Formulierungen dieses Buches. Es ist klar, dass die Äusserung Stifters über die Kunst Grillparzers im »Armen Spielmann« (vgl. S. 111) »nichts anders als die Sachen gebend« im Sinne des modernen Realismus zu verstehen ist. Wenn Kunisch ferner Formulierungen Metternichs wie »Ordnung der Dinge« u. ä. heranzieht, wird wohl kaum jemand an eine tiefere Verbindung mit der klassischen Seinsmetaphysik des Abendlandes denken. Eine philologisch eingestellte geisteswissenschaftliche Forschung würde in jedem einzelnen Fall untersuchen, welche Bedeutung und Bedeutungsnuance Begriffe wie Ding und Sache repräsentieren. Da diese Wörter aber vor allem im Dienst der Stilisierung stehen, und da Stifter nichts weniger als ein tiefer und scharfer Denker ist, würde sich eine solche Untersuchung als wenig ergiebig erweisen. Eine Rückbeziehung Stifters in die göttliche Seinsordnung des Aquinaten würde eine ebenso konsequente Verharmlosung bedeuten wie die populäre harmonisierende Biedermeierauffassung, die in krassem Widerspruch zu den sehr beredten privaten Dokumenten steht.

Was Kunisch sonst zugunsten seiner katholischen These vorbringt, ist ohne grösseres prinzipielles Interesse und ausserdem schon von der älteren Forschung widerlegt worden. Auch sonst wiederholt der Verfasser oft Längstbekanntes (so über Stifter und Hebbel, Stifter und die Romantik, das sanfte Gesetz u. ä. m.). Ebenso wenig war der von Kunisch pointierte Gedanke »des einfachen Lebens« der Stifterforschung fremd. Die im existentiellen Ringen begründeten Stilisierungstendenzen mussten eo ipso zu einem scharfen Herausarbeiten der Grundformen des menschlichen Miteinanders führen. Welch sorgfältiges Auswählen, Aussparen und Verschweigen erforderlich sind, um solche Ur- und Idealformen menschlichen Daseins im Worte zu gestalten, das ist noch lange nicht genügend untersucht. Was Kunisch über »klassischen Stil« vorbringt, ist wiederum äusserst vage.

Das dritte, von Curt Hohoff verfasste Stifterbuch der Nachkriegszeit ist von der christlichen Propaganda unbeeinflusst geblieben. Schon ein paar beiläufige Bemerkungen Hohoffs über das Zurücktreten des wesentlich Christlichen in »Bergkristall« und in »Kalkstein« und die Reduktion des Christlichen auf ein Tischgebet im »Nachsommer« erhellen blitzhaft das ganze Problem. Im Allgemeinen ist der Verfasser den Zeitströmungen sehr aufgeschlossen, weshalb eine Charakteristik und eine Kritik dieses Werkes wesentliche Beiträge zur Zeitlage der deutschen Literaturwissenschaft zu geben vermögen.

Über Stifter heisst es (S. 70): »Ihm als Dichter ist ganz selbstverständlich das Dichten eine Tätigkeit mit Worten«. Diese freilich unerschütterliche Tatsache ist als ein Hinweis auf die heute verbreitete Überzeugung gedacht, dass das dichterische Kunstwerk in erster Linie ein Wortkunstwerk sei. Nur Faul-

heit oder Schwäche der Dichter treiben nach der Ansicht Hohoffs das Wortkunstwerk in das Gewässer der Philosophie. »Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, Dichtung sei eine Auseinandersetzung mit dem Sein selbst oder der Wirklichkeit« (S. 28). Trotz einer solchen unzweideutigen Stellungnahme wimmelt das Buch aber geradezu von Auseinandersetzungen mit dem Sein. Es wäre durchaus möglich, seitenlang Sätze wie folgende zu zitieren: »Die Jugend wächst in das Sein hinein, sie kann nicht anders antworten, als ihre Seinsform vorschreibt« (S. 33, über »Hagestolz«) oder »Die Wirklichkeit des Menschen Abdias stellt er in das Sein hinein« (S. 44). Solche Widersprüche lassen uns ahnen, wie innig verbunden die deutsche Literaturwissenschaft und die deutsche Philosophie (oder jedenfalls die deutsche philosophische Terminologie) seit Jahren sind, und wie sehr es dem philosophischen Wortvirtuosen Martin Heidegger gelungen ist, seine Begriffe und Begriffshülsen den deutschen Geisteswissenschaften im Allgemeinen einzuverleiben. Gleichfalls im Einklang mit heute verbreiteten Anschauungen ist Hohoffs Skepsis gegen den Historismus, »gegen eine der sonderbarsten Ansichten Herders . . . als er lehrte, alles sei historisch« (S. 28). Trotzdem ist es die Absicht Hohoffs zu versuchen, »die Zeitspanne von der Romantik bis zum Weltkrieg als einen bestimmten Ablauf zu sehen und Stifter in diesem Verlauf der Literatur seine Stelle anzuweisen« (S. 17). In diesem Versuch verzichtet der Verfasser auf eine Auseinandersetzung mit der Stifterliteratur, denn »sie ist von gähnender Leere« (S. 17). Angesichts einer solchen apodiktischen Stellungnahme hoffen wir, im folgenden eine etwas differenziertere Charakteristik des Werkes Hohoffs geben zu können.

Die schon im Untertitel des Buches versprochene Konfrontierung der dichterischen Mittel Stifters mit der Prosa des 19. Jahrhunderts — also ein Beitrag zu der noch in den Anfängen steckenden Stilgeschichte des 19. Jahrhunderts — kommt über kleine Ansätze und Andeutungen nicht hinaus. Das ist aber kaum zu bedauern, wenn Hohoff kurzerhand feststellt: »Die Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts spricht die Sprache Goethes, sie vermag sie zu modifizieren, aber nicht zu brechen oder zu überwinden« (S. 24). Selbst — der sehr goethefremde — Fontane bliebe »auf Goethes sprachlichen Weiden, um sie bis auf die Narbe abzugrasen« (S. 24). Eine etwas ausführlichere Behandlung wird Stifters eigenem Stil, insbesondere dem der Spätwerke zuteil. Hohoffs Ausführungen machen aber den Eindruck der unverbindlichen Impressionen eines kunstempfänglichen Kenners, der unverzüglich seine Impressionen in Generalisationen verwandelt. Die Unverbindlichkeit und Voreiligkeit der Stileindrücke Hohoffs verraten sich u. a. dadurch, dass sie mitunter einander aufheben. Der »Nachsommer« zeichnet sich (S. 123) durch den Stilwillen der Abstraktion aus und (S. 125) durch gleichmässigen Sprachgang, normalisierte Grammatik und pedantische Zeichensetzung; später (S. 137) wird derselbe Stil durch seine Angst vor dem Abstrakten und seine Liebe zu altertümlichen und provinziellen Wendungen gekennzeichnet. Diese letzten Eigenschaften werden als Ausdruck des bäuerlichen Erbes Stifters betrachtet, in Wahrheit handelt es sich aber nur um ein — unbewusstes — Erbe aus der Forschung der Nazizeit. Überraschend ist nämlich, wie wenig das eigentlich Bäuerliche in den Dichtungen des Bauernkinds bedeutet. Wo spürt man im ganzen »Nachsommer«-Roman den Schweiss des labor improbus? Die Austriazismen, die im »Nachsommer« vorkommen, sind kaum als bewusste Stilfärbung zu betrachten.

Ohne an dieser Stelle weitere Widersprüche und Unstimmigkeiten aufzuzählen, sei nur hervorgehoben, dass eine Stilforschung, die mit Augenblickseindrücken arbeitet und auf jede philologische Arbeit des sorgfältigen Suchens

und Sammeln verzichtet, unbedingt versagen muss. In den — bei weitem überwiegenden — nicht-stilistischen Teilen des Buches vermag der impressionistisch-essayistisch eingestellte Verfasser durch sein »Antippen« zahlreicher Probleme oft anregend zu wirken. Sein gesunder Skeptizismus macht ihn, etwa im Gegensatz zu Kunisch, dagegen gefeit, rührende theoretisierende Primitivitäten Stifters für bare Münze zu nehmen. Das Werk kennzeichnet sich aber vor allem durch eine nervöse Flüchtigkeit. Wenn Hohoff etwa im Hinblick auf die Frage nach den geistigen Ahnen Stifters für Leibniz und gegen Herder eintritt, kümmert er sich überhaupt nicht darum, das von der älteren Forschung — vor allem von Gustav Wilhelm — zusammengetragene Material über Herders Beziehungen zu Stifter zu entkräften. Zusammenfassend ist zu unterstreichen, dass dies Werk weder eine Untersuchung noch eine ideen- oder stilgeschichtliche Darstellung ist. Wahllos werden einzelne Erzählungen herausgegriffen, wahllos wechseln die verschiedenartigsten Gesichtspunkte, wechseln Dichtungsdeutungen und Allgemeinbetrachtungen.

Von den in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen sei hervorgehoben Clemens (Heselhaus) »Wiederherstellung. Restauratio-Restitutio-Regeneratio« (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1951). Heselhaus konstituiert eine Begriffsfolge und projiziert sie in die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts hinein. Der dichtungs- und ideengeschichtliche Wert der Betrachtung hängt von der Konsistenz der Leitbegriffe ab. Uns scheint es aber, dass sich der Begriff »restauratio« durch eine kaum überbietbare Dehnbarkeit auszeichnet. Auf restauratio im Sinne der Denkmalpflege ist die Tätigkeit Risachs gerichtet, restauratio ist aber auch »die minutiöse und pedantischgenaue Wiederherstellung eines einmal Gewesenen« in der Stilkunst Stifters. Auf restauratio ist der Sinn des schattenlosen Peter Schlemihl gerichtet. Restauratio-Bedürftigkeit löst bei E. T. A. Hoffmann ein Verlangen nach Opiaten und Elixieren aus. Der sich in spielerischen Variationen überschlagende Geist des Analogiedenkens triumphiert über das Prinzip der Philologie und vernichtet — trotz einer erstaunlichen Belesenheit — die wahre Geistesgeschichte.

»Dichtertum und Leid bei Annette von Droste-Hülshoff und Adalbert Stifter« heisst ein Aufsatz von Gustav Konrad (Wirkendes Wort, Heft I, 1951—52). Obgleich das Wort »Leid« schon im Titel vorkommt, ist die Auffassung des »priesterlichen« Dichters Stifter harmonisierend; seine Wirklichkeit sei weniger reflektiert als die der Droste; seine Welt sei im Glauben fest verankert, er sei mit der heiligen Freude an der Wiederkehr des Gleichen vertraut. Übrigens ist ein gewisser Einfluss des obenerwähnten Aufsatzes Emil Staigers spürbar.

Schliesslich sei darauf hingewiesen, dass die seit dem Kriege in Deutschland entstandene Stifterforschung eine Arbeit enthält, die ohne Rücksicht auf Zeitstimmungen und Denkeinstellungen ihren Wert behaupten wird. Während die von Max Stefl seit 1950 herausgegebenen Bände der Erzählungen in der Urfassung keine stoffliche Neuerobung bedeuten, bezeichnet Franz Hüller mit Recht das kleine Buch »Julius. Erzählung« (1951) als eine Erstveröffentlichung, denn über die von Hein in dessen Biographie 1904 publizierte »Fragmente« ist Hüller in textlich-philologischer Hinsicht weit hinausgekommen. Was seinem Vorgänger unleserlich war, hat er entziffert. Was Hein als Fragmente betrachtete, ist nach Hüllers Ansicht höchstwahrscheinlich als eine vollendete Reinschrift anzusehen, die Stifter später teilweise vernichtete, weil es sich um eine zu intime seelische Entladung seiner — in mancher Hinsicht gewiss sehr jugendlichen — Lebenswelt handelte. Hinzugefügt sei hier, dass sich der junge

Stifter schon bei der Abfassung des »Julius« des Kunstgriffes einer geradezu Kierkegaardisch anmutenden Umrahmung bedient, um dadurch Distanzierung vorzutäuschen.

Hüller begleitet seine Ausgabe teils mit einer reichlich umständlichen Erörterung der Genesis dieser Erzählung, teils mit einer literaturhistorischen Betrachtung, die im Vergleich zu den Beurteilungen Urban Roedls (= Bruno Adlers), Moriz Enzingers und z. T. auch Eric A. Blackalls, der kleinen Geschichte, die auf keinen Fall von der Tieckschen Novellenkunst wesentlich beeinflusst ist, viel gerechter wird. Wertvoll ist »Julius« vor allem als Stildokument, erkennt man doch hier ein von den jeanpaulisierenden Konturverwischungen noch unbeeinflusstes Frühstadium. Wesentlich ist auch Hüllers Stilanalyse, nur empfiehlt es sich nicht, von »Klopstockischem barocken Schwung« (S. 86) zu reden.

Wie Hüller die Bedeutung der bürgerlichen Dichter des 18. Jahrhunderts und der Goethezeit für den jungen Stifter hervorhebt so auch der Innsbrucker Ordinarius Moriz Enzinger in dem gleichzeitigen Werk »Adalbert Stifters Studienjahre (1818—1830)«. Wie Hüller beschäftigt sich auch Enzinger seit Jahrzehnten mit Stifter; wie jener vermittelt auch dieser Ergebnisse, die nicht in Frage gestellt werden können. Während sich aber Hüller der Werkanalyse widmet, behandelt Enzinger, dessen Buch gegen 300 Seiten umfasst, eine Zeitspanne, aus der — abgesehen von »Julius« und einigen unbedeutenden Lyrica — noch keine Dichtungen vorliegen. Wenn Enzinger in der gründlichsten Weise über Stifters Lehrer, Lehrbücher und Schulzeugnisse (hier Tabellen) Bericht erstattet, könnte das als eine radikale Rückkehr zum Positivismus des 19. Jahrhunderts betrachtet werden. Dass der ortskundige Verfasser in der Rückführung der künstlerischen Wirklichkeit auf österreichische Realitäten manchmal zu weit geht, unterliegt keinem Zweifel. Uns leuchtet etwa die Sinnhaftigkeit folgender Kommentierung über Natalie Tarona, diese hochstilisierte weibliche Hauptgestalt des »Nachsommers« nicht ein, denn Enzinger meint, dass dieser Name »offenkundig nach dem bekannten Altwiener Kaffeehaus Taroni am Graben, Ecke Habsburgergasse, gewählt ist« (S. 149). Trotzdem wäre es verfehlt, hier von reinem Positivismus zu sprechen, denn die vielen Einzeltatsachen verdichten sich immer wieder zu einer objektiv fundierten österreichischen Geistesgeschichte. Gerade die im österreichischen Schul- und Universitätsbetrieb gebräuchlichen Lehrbücher zeigen besonders deutlich, wie verschieden das geistige Klima dieser östlichen Landschaften von dem der Weimarer Kultur ist. Was die Dichtung betrifft, ist die fortwährende österreichische Hochschätzung Wielands, der Göttinger-Hain-Dichter, Matthissons, Salis-Seewis', Tiedges u. a. symptomatisch. Zum Unterschied von dem obenerwähnten spekulativen und propagandistischen Versuch, das Problem der Stifterschen Weltanschauung zu bewältigen, bemüht sich Enzinger, und zwar ohne jede Konstruktion, mit ungleich grösserem Erfolg über Stifters Lebensanschauung Licht zu werfen. Da dieser Dichter kein selbständiger Denker ist, geht es durchaus an, die von ihm benutzten religionswissenschaftlichen und philosophischen Lehrbücher, Leonhards »Systematischer Religionsunterricht« und — ganz besonders — des Piaristen Likawetz »Elementa philosophiae«, als die Hauptquellen seiner weltanschaulichen Orientierung zu betrachten. In diesen Darstellungen sind aufklärerische und christliche Gedanken sowie Humanitätsideen verkoppelt. Kantischer Idealismus und christlicher Transzendentismus gehen Hand in Hand und zwar in der Verquickung mit der Leibniz-Wolffschen Philosophie. Angesichts dieser eklektizistischen Haltung Stifters ist es natürlich jedem, der sich

darum bemüht, möglich, Fäden in das mittelalterlich-katholische Gedanken-
gut zurück zu spinnen.

An dem Organ der österreichischen Stifter-Gesellschaft, dem Adalbert Stifter-Almanach, von welchem seit dem Kriege nur ein Jahrgang erschienen ist, beteiligt sich auch Moriz Enzinger mit einem Aufsatz über die Kunst der Titelgebung bei Stifter, »Die Überschriften in Stifters »Feldblumen««. Der später verstorbene Altmeister der Stifterforschung, Gustav Wilhelm, hat in einem ausführlichen Beitrag »Adalbert Stifters letzte Saat und Ernte« behandelt. Die von diesem Forscher besprochenen erschütternden Angstanfälle des alten Stifter bilden einen wirksamen Kontrast zu der »denkmalhaften Ruhe« der »ausgeglichenen Persönlichkeit« Stifters, von der Rudolf Latzke in der übrigens aufschlussreichen Abhandlung »Roseggers Bekenntnis zu Stifter« spricht. In dem Aufsatz »Motivvariationen in Stifters Erzählungen« greift Eduard Castle Probleme auf, die in konsequenter Analyse, Grundelemente der Stifterschen Existenz erhellend, viel weitere Horizonte aufzuschliessen vermöchten. Dass eine kritische, ganzheitlich eingestellte Betrachtung der Erzählungen in der Ur- und der »Studien«-Fassung noch wesentliche Ergebnisse zu zeitigen vermag, ist nach Franz Glücks gelungener Analyse der »beiden Fassungen der »Zwei Schwestern«« zu vermuten. Schliesslich gibt auch der führende Kenner und Darsteller der Malerkunst Stifters, Fritz Novotny, einen Beitrag über unbekannte Landschaftsgemälde Stifters.

Zu erwähnen ist noch die in methodischer Hinsicht fruchtbarste und in der Analyse der künstlerischen Gestalt ergiebigste Arbeit, die Basler Dissertation Marianne Ludwigs »Stifter als Realist. Untersuchungen über die Gegenständlichkeit im »Beschriebenen Tännling«« (1948). Nachdem Marianne Ludwig einleitungsweise die Spannweite der Stifterschen Dingauffassung von der religiösen Dingbeseelung bis zu der sinnlichen Freude an guten Weinen und seidnen Schlafröcken berührt hat, analysiert sie in tiefeschürfenden Untersuchungen die Motiv-, Symbol- und Ideenwelt der Meistererzählung »Beschriebener Tännling«, die wie »Julius« — nur auf einer künstlerisch höheren Stufe — Lebensmomente dichterisch verwandelt und auf einem real lokalisierbaren Schauplatz ein märchenhaft-romantisches Geschehen ohne glückhaften Schluss schildert. Zu begrüssen ist vor allem, dass die Verfasserin nicht einfach — wie es in der populären Stifterforschung nur allzu häufig der Fall ist — beteuert, wie meisterhaft Stifter schreibt, sondern, ohne auf kritische Einwände zu verzichten, diese Meisterschaft in der künstlerischen Gestaltung nachweist, in der Ausgewogenheit zwischen dinglicher Fülle und idealisierender Stilisierung, in der — besonders dieser Erzählung eigenen — Symbolträchtigkeit und in den tausend Details, die an der Darstellung selbst abgelesen werden müssen. Nur ausnahmsweise — etwa im Motiv-Kapitel — verfällt Marianne Ludwig in den Fehler der nicht organisch wirkenden Summierungen. Wechselseitige Erhellungen, Vergleiche mit anderen Prosa-künstlern des 19. Jahrhunderts, bereichern den Wert dieses Werkes.

Die Reihe der deutschen Stifterpublikationen des letzten Jahrsiebents ist abgeschritten worden. Die einzelnen Forschungen sind aber nicht im Hinblick auf abstrakte literatur- oder geisteswissenschaftliche Theorien abgefragt oder überhaupt in bereitstehende Kategorien und Systeme aufgefangen und eingezwängt worden. In bunter Fülle vermochten sich die Beiträge in ihrer Einmaligkeit und Unvertauschbarkeit zu entfalten, und so hofft dieser Sammelbericht, sich auch der Stifterforschung, die sich dem Hier und Jetzt verschrieben hat, dienstbar zu machen. In unserem Zusammenhang bleibt

aber die Frage nach den Wesensdominanten hinter der Vielfalt der Erscheinungen eine unabdingbare Forderung.

Es ist unverkennbar, dass ein Teil der genannten Forscher eine Einheit bildet, nämlich die österreichischen *Stifterforscher*. In diese Gruppe gehört auch der Sudetendeutsche Franz Hüller. Konservativismus ist der augenfälligste Wesenszug dieses Kreises, den neuen literaturwissenschaftlichen Schlagworten leihen diese Gelehrten kein Ohr. Sie tragen in verschiedenem Grade an einem positivistischen Erbe. Im Vergleich zu der geistbeseelten realidealistischen deutschen Literaturwissenschaft aus den Jahren unmittelbar vor der Einführung der Diktatur ist diese Forschung vom rein Stofflichen stärker beeindruckt. Diesen österreichischen Forschern sind die Lebensstatsachen entschieden wichtiger. Die sprengende Kraft der ideengeladenen Synthese suchen wir bei ihnen vergebens. — Alfred Wintersteins tiefenpsychologische Beobachtungen können wir auf sich beruhen lassen. Das Werk ist eine ausgesprochene Randerscheinung. Der geistige Auftrieb der neueren deutschen Literaturwissenschaft war zu stark, als dass sich solche krassen Verleugnungen der seelischen und gemüthhaften Mächte ernsthaft hätten geltend machen können. Dagegen gelang es in den westlichen Ländern einer psychoanalytischen Literaturbetrachtung zeitweise, eine gewisse Autorität zu erringen.

Die neuesten Beiträge Deutschlands zur Stifterforschung bilden keine Einheit. Hauptsymptome sind eben das ruhelose Suchen, das fieberhafte Tasten nach erlösenden neuen Theorien, die nervöse Eile und Flüchtigkeit bei der Aufarbeitung des Materials und schliesslich eine offenkundige Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis. Wenn solche Werke einem energischeren wissenschaftlichen Zugriff nicht standhalten, sind die Ursachen, — das sei schon hier ausdrücklich betont — nicht in einem Versagen der geisteswissenschaftlichen Methode als solcher zu suchen. Zudem wurde in den obenerwähnten Arbeiten sowohl für als auch gegen die Geistesgeschichte Stellung bezogen. Eine entscheidende Hauptursache des Niveauunterschiedes zwischen der heutigen Literaturwissenschaft und der Forschung der späteren zwanziger Jahre lässt sich an der deutschen Stifterliteratur unschwer ablesen und tritt besonders deutlich in Erscheinung, wenn man etwa die Hölderlinforschung heranzieht, nämlich die beunruhigende Neigung zur Anlegung ausserwissenschaftlicher Masstäbe, die Verwechslung von Verkündigung und Forschung, die Verdrängung der Wissenschaft durch die Bekenntniswissenschaft, eine Wortbildung, die eo ipso absurd ist.

Die Stellung der deutschen Literatur in der deutschen Kultur ist insofern achtungsgebietend, als die Dichtung seit langem für mehr gilt als bloss für eine Kunst des schönen Scheins, ein Spiel zur Schmückung einer Stunde, zur Zerstreuung eines Tages. Die grossen Dichter und auch kleinere Geister wurden als Lebensberater, Lebensmeister, mitunter sogar als Weise voller orphischer Geheimnisse angerufen. Mit der Verschärfung der politischen und der Verschlimmerung der kulturellen Lage wurden die Beschwörungen an die grossen deutschen Dichter um ihre helfenden und heilenden Einsichten und Erfahrungen immer heftiger, und gleichzeitig wurde als eine natürliche Begleiterscheinung die Literaturwissenschaft immer mehr »Bekenntniswissenschaft«. Hinzu kam die erschütternde Pervertierung, als die Dichter und Denker Deutschlands als Kronzeugen der totalitären Kulturbarbarei aufgerufen wurden.

Das wenig rühmensewerte Kapitel der deutschen Wissenschaft während der Naziherrschaft soll an dieser Stelle nicht ausführlich behandelt werden. Eine kurze Erörterung ist aber unumgänglich notwendig, um die Entwick-

lungsstufen und die heutige Lage der deutschen Literaturforschung zu verstehen. In einem sehr aufschlussreichen Aufsatz von Jaspers über »Die Wissenschaft im Hitlerstaat« (vgl. »Rechenschaft und Ausblick« 1951) heisst es »Zur Wissenschaft stand die Partei grundsätzlich, wenn auch uneingestanden, feindlich. Denn Wahrheit und Nationalsozialismus schliessen einander aus« (S. 186). Von einem eigentlichen Zusammenbruch der Forschung zu sprechen wäre jedoch irreführend, denn der nationalsozialistische Wunschtraum einer parteiamtlich völlig gegängelten Wissenschaft wurde nie Wirklichkeit. Die tatsächliche Lage ist vor allem durch eine lange Reihe gröberer und geringerer, teils bewusster, teils unbewusster Zugeständnisse und Kompromisse gekennzeichnet. »Man war manchmal von dem Gift der Atmosphäre un bemerkt infiltriert und schrieb Sätze, die ohne die Parteiumgebung unmöglich gewesen wären. In vielen Schriften findet man diese unabsichtlichen Anpassungen. . . . Es ist erschütternd, was bei Nachforschungen jetzt unter dem einmal Gedruckten gefunden wird aus der Feder von Männern, bei denen es kaum jemand erwarten würde« (Jaspers, a. a. O. S. 190). Unter diesen Umständen war es schon ein Verdienst, wenn Forscher, die es vermochten, rein und unbeeinflusst zu bleiben, einfach die überlieferten Kulturwerte und Erkenntnisse weitertrugen. Unwillkürlich wurden die wissenschaftlichen Ansprüche stark reduziert.

Dass die Stifterrenaissance zu einem guten Teil von Zeitstimmungen getragen wurde, unterliegt keinem Zweifel. Die ewigen bürgerlichen Werte, die von den politischen Zeitmächten mehr oder weniger vernichtet wurden, strahlen mit einem verführerischen Glanz aus den Schriften dieses Dichters. Demgemäss tauchten während der Nazizeit Stifterdarstellungen auf, die politisch makellos waren, der eigentlichen Forschung aber kaum irgendeinen Gewinn brachten. Stifter war nun in den Kreis der grossen Nothelfer eingerückt, und das ist noch heute seine »Sendung«. Für das Sendungsbewusstsein sind schon Titel wie folgende aufschlussreich: 1946 erschienen Schriften Stifters als »Mahn- und Trostbüchlein«, bereits während des Krieges erschien er ausser in der »Feldgrauen Reihe« in der Sammlung »Trösteinsamkeit« und später in »Stimmen der Menschlichkeit«, »Das Unvergängliche« und »Für Zeit und Ewigkeit«. Nun besteht aber eine ausgesprochene Spannung zwischen dem verehrenden Kult und der heiligen Nüchternheit vorurteilsloser Forschung, eine Spannung, die auch in der Stifterliteratur deutlich zum Ausdruck kommt.

In dem obigen Forschungsüberblick musste immer wieder auf gewisse Verniedlichungs- und Verharmlosungstendenzen aufmerksam gemacht werden. Man möchte augenscheinlich lieber den Dichter in die Nähe der banalen Biedermeierkünstler rücken als anerkennen, dass es bei ihm nichts weniger als eine Konformität zwischen Werk und Leben gibt, und so verschliesst man sich der Einsicht, dass sein Werk, vor allem seine entscheidenden Spätdichtungen in einem schier übermenschlichen Ringen aus Abgründen der Angst und der Einsamkeit geboren sind. Dass in dieser Hinsicht die nichtdeutschen Forscher weniger befangen sind, geht u. a. aus einem Aufsatz C. A. von Willebrands »Stifter Redivivus« (in der schwedischen Zeitschrift »Samtid och Framtid« 1950) hervor. Er spürt, dass Stifters Dichtung eine Kunst der Tarnung, eine Beschwörung gegen die Dämonie der Umwelt ist. Er sieht ferner die Ähnlichkeit zwischen der Eiskälte der »Witiko«-Abstraktion und der Technik neuester Lyrik. Einen psychologisch unbestechlichen Blick für die Untergründe der Stifterschen Existenz verrät ferner Thomas Mann, der 1949 den Dichter folgendermassen charakterisiert: »Stifter ist einer der merkwürdig-

sten, hintergründigsten, heimlich kühnsten und wunderlich packendsten Erzähler der Weltliteratur, kritisch viel zu wenig ergründet« (»Die Entstehung des Doktor Faustus« S. 124). Wer den von Thomas Mann angedeuteten Weg gegangen ist, hat sich gleichzeitig dem Vorwurf der fehlenden »Ehrfurcht« ausgesetzt.

Schon in den dreissiger Jahren war Stifter ein solcher geistiger Machtfaktor geworden, dass sich die nationalsozialistischen Literaturhistoriker darum bemühten, ihn für ihre Ideologie zu erobern. Der umfassendste Versuch in dieser Richtung ist das Buch Julius Kühns »Die Kunst Adalbert Stifters« (1940), ein Werk, das in drei Jahren drei Auflagen erlebte. In der Hölderlinforschung wäre insbesondere Kurt Hildebrandt »Hölderlin, Philosophie und Dichtung (1939, 2. Aufl. 1940) zum Vergleich heranzuziehen. Obgleich Kühn mit Stifters Werk und Leben innig vertraut ist, gelingt es ihm, den Menschen Stifter als eine der grossen Führergestalten, als einen Erzieher des Volkes und einen Seher des Reiches, einen bodenständig echten und blutmässig reinen Dichter hinzustellen. »Witiko« wird in die Nähe von »Volk ohne Raum« gerückt. Wie peinlich ein solches Zerrbild auch wirkt, etwa im Gegensatz zu den konfessionell bedingten Umdeutungen, so ist es doch methodologisch wichtig, daran zu erinnern, dass prinzipiell kein Unterschied des Verfahrens vorliegt. Eine Grundvoraussetzung ist die Loslösung der Interpretation von den textlichen Gegebenheiten. Begriffe, die nur suggestiv wirken und keine semantische Analyse vertragen, werden eingeschmuggelt. Besonders von angelsächsischer Seite ist dies Verfahren des öfteren angeprangert worden. So erkennt William Rose »A cloudy use of would-be subtle philosophical and metaphysical terms which is encouraged by the apparently irresistible temptation to exploit the opportunity offered by the genius of the German language for the invention of novel abstract locutions« (vgl. *Germanic Review*, 1950, S. 133). So mündet die kritische Betrachtung stets in einen Hinweis auf sorgfältigste Beobachtung strengster philologischer Prinzipien aus. Obgleich es jenseits der deutschen Grenzen beinahe sprichwörtlich geworden ist, von »deutscher Gründlichkeit« zu sprechen, ist die Lage der Literaturwissenschaft so, dass ihr nichts so sehr nottut als eben Gründlichkeit.

Gefährdet aber ist die Forschung vor allem, wenn die Kritik aus missverständener Duldsamkeit und Nächstenliebe auf kritische Einstellung beinahe völlig verzichtet. Kaum fassbar sind im Bezirk der Stifterforschung beispielsweise folgende kritische Stimmen. — In dem obenerwähnten Forschungsbericht P. Requadts wird die Arbeit von Kunisch so charakterisiert: »Es gibt kein anderes [Buch], das so nahe an Stifter heranführt«, während einer der namhaftesten deutschen Literaturhistoriker das Werk Hohoffs mit folgenden Worten empfiehlt: »Seitdem nach dem vorigen Krieg Stifters Gestirn seinen grossen Aufstieg begann, ist über seine Werke sehr viel geschrieben worden, aber das eigentliche Stifterbuch fehlte bis heute. Nun können wir es in Hohoffs Buch begrüßen. Geistesgeschichtliche, stilgeschichtliche und werkinterpretierende Methode wirken hier zusammen mit sicherem Sinn für dichterischen Rang. . . .« Stifters eigenartige Leistung sei »hier in einer völlig neuen Eindringlichkeit und Einhelligkeit dargestellt«. Von solchen Wertungen führt der Weg ins Chaos. Damit hat man der Phrasenverfallenheit, der Begriffsverflüchtigung, dem unverpflichtenden impressionistischen Gedankenwust und überhaupt jedem Dilettantismus Tür und Tor geöffnet. Wer im Gewimmel dieser Empfehlungen und Anpreisungen Orientierung sucht, ist ausserstande, die philologisch fundierten und geistig fördernde Untersuchungen als solche zu

erkennen. In einem Aufsatz »Zur Neubesinnung der Literaturwissenschaft« (Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1951), äussert Arno Mulot die Hoffnung, dass sich mit der ersten deutschen Germanistentagung, die 1950 in München stattfand, »das Ende einer gefährlichen Stagnation der Literaturwissenschaft« ankündigen werde. Ohne die kritische Korrektur einer schonungslosen Kennzeichnung der wirklichen Leistung wird eine solche Hoffnung bald eingesargt werden müssen.

Um das Bild der Gesamtlage nicht zu verzeichnen, dürfte es angebracht sein, hervorzuheben, dass eine Verallgemeinerung der hier gewonnenen Einsichten nur bis zu einem gewissen Grade möglich ist, sind doch etwa auf dem Gebiet der mittelalterlichen Literaturwissenschaft die bekenntnishaften Töne naturgemäss viel seltener anzutreffen. In der Forschung über diejenigen Dichtergestalten, die noch heute starke seeliche und geistige Wirkungen ausstrahlen, wiederholt sich aber ein typisches Schema: Um einen festen Kern philologisch arbeitender, ergozentrisch eingestellter Forscher schliessen sich in immer weiteren Bögen die Scharen der Liebhaber und Literarhistoriker, die in bewundernswerter Weise die Kunst beherrschen, die wechselnden Losungen der wechselnden Zeiten herauszinterpretieren — und so kommen und gehen die heroischen, die völkischen und die christlichen Hölderline. Das Stärkeverhältnis zwischen Kern und Peripherie variiert von Fall zu Fall. Während die Lage der Stifterforschung und der Hölderlinforschung (hier Friedrich Beissner, Adolf Beck u. a.) noch recht günstig vorkommt, ist es in der Rilkeforschung oft kaum noch möglich, den eigentlichen Kern zu erkennen. Da festgestellt wurde, dass sich in der wertvolleren Stifterliteratur positivistische Kräfte geltend machten, müssen wir uns in dem folgenden systematischen Überblick über Richtungen und Strömungen zuerst in aller Kürze mit dem Positivismus auseinandersetzen.

6. POSITIVISTISCHES UND MORPHOLOGISCHES

Eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Positivismus ist allerdings viel schwieriger als gemeinhin angenommen wird, da der Begriff »Positivismus« nichts weniger als eindeutig ist. Die Lage ist viel komplizierter, als man etwa um das Jahr 1920 ahnte, damals als man alle Sünden der älteren Generation einfach als Positivismus abstempelte. Auch in dem späteren literarhistorischen Gebrauch dieses Terminus schwingen die damaligen Wertungen und Aburteilungen mit. Insofern es sich darum handelt, eine rein stofflich orientierte, horizontlose Literaturauffassung zu bekämpfen, ist diese Bedeutungsnuancierung durchaus berechtigt. Katastrophal wäre eine Rückkehr zu den düntzerhaften Texterläuterungen, den mosaikhaften Stilbetrachtungen und den stückhaften Lebensbeschreibungen. Diese Gefahren sind hoffentlich für immer gebannt. Es steht ebenfalls nicht zu erwarten, dass sich die Forscher noch einmal kopfüber in die Mikrologie der positivistischen Beeinflussungstheorien stürzen werden oder ihr Können und Wissen an den tausend Tändeleien aus den Kuriositätenkabinetten der Kulturgeschichte

verschwendet werden. Wenn Hermann Hesse im »Glasperlenspiel« dem feuilletonistischen Zeitalter seinen Riesenverbrauch an nichtigen Interessantheiten vorhält, kann sich die neuere deutsche Literaturwissenschaft diesem Vorwurf gegenüber eines guten Gewissens erfreuen. Die positivistische Literaturwissenschaft kennzeichnete sich aber auch durch Arbeitsmethoden, die nicht aufgegeben werden können, ohne dass der Wissenschaft von der Dichtung schwere Verluste entstünden. Die Lösung der engen Verbindung zwischen Literaturforschung und Textphilologie, wie sie besonders die Literaturwissenschaft der neuzeitlichen Periode veranschaulicht, hatte viel schwerere Folgen als die ganz auffälligen wie etwa den Mangel an kritischen Textausgaben vor allem auf den Gebieten des Barocks und der Romantik. Das Wort als Sinneinheit wurde abgewertet. In den geistreichen Analogiespielen verloren die Begriffe ihre feste Substanz, und gerade diejenigen Wörter, die besonders umrisslos geworden waren, fanden als Schlüsselbegriffe überall Verwendung, wo Geistiges zu deuten war. Eine Stil- und Denkform, welche die eigentlichen Prozesse der geistesgeschichtlichen Wirklichkeit nur leise streifend und andeutend berührte, hat sich dank des stetig erweiterten Abstraktions-Vokabulars zu immer grösserer Vollkommenheit ausgebildet. Während zur Zeit des Positivismus eine wissenschaftliche Abhandlung jedenfalls eine klar erkennbare Physiognomie besass, da Voraussetzungen, Ausgangsposition, These samt den Mitteln und Wegen, die zu der Folgerung führten, deutlich herausgearbeitet und scharf voneinander abgehoben waren, ist es angesichts einer verdünnten und verwässerten Geistesgeschichte oft schwierig, eine solche innere Gliederung oder überhaupt einen von Stufe zur Stufe fortschreitenden Gedankenprozess aufzuspüren. Die Entwicklungskurve gleicht vielmehr dem leisen Auf und Ab eines schwebenden, schwerelosen Gleitfluges.

Neuerdings wird in der deutschen Literaturwissenschaft manchmal von einer Wiederannäherung an den Positivismus, oft als Neopositivismus bezeichnet, gesprochen. In Anbetracht der geringen Einheitlichkeit des Terminus »Positivismus« ist die Frage aufzuwerfen, in welcher Richtung sich diese Positivisierung bewegt. Sind die Taineschen Theorien oder die davon wesentlich verschiedene Methode Sainte-Beuves wieder gültig geworden? Oder handelt es sich vielmehr um Neopositivismus im Sinne der modernen Philosophie, d. h. in erster Linie um logistischen Neopositivismus? Da eine theoretische Erörterung dieser Fragestellung m. W. nicht vorliegt, seien hier einige Literaturgeschichten massgebender Autoren auf dieses Problem hin untersucht.

Die bei weitem gewichtigste Neuerscheinung über die Literatur des Barockzeitalters ist das umfangliche Werk Richard Newalds »Die deutsche Literatur. Vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit 1570—1750« (1951), er-

schiene als Band V der von Helmut de Boor und Richard Newald herausgegebenen »Geschichte der deutschen Literatur«. Newald lässt uns über seine Stellungnahme zur Geistesgeschichte nicht im unklaren: Der Begriff »Barock« sei längst völlig zerredet. Trotz allen »Redens aus dem Geist« und aller »divinatorischen Sehergabe« hätten es die Barockforscher nicht zustandegebracht, uns den einfachen Tatbestand der barocken Wirklichkeit vor Augen zu führen. Newald bemüht sich daher um eine möglichst vollständige Bereitstellung und Ausbreitung des Tatsachenmaterials. Es ist anzuerkennen, dass er eine Riesenstoffmasse bewältigt hat und eine empfindliche Lücke ausfüllt, muss man doch bis zu Lemckes vor mehr als 80 Jahren geschriebener Darstellung des 17. Jahrhunderts zurückgehen, um ein ähnliches Kompendium zu finden. Auch in darstellerischer Hinsicht hebt sich Newalds Buch von den Werken seiner geistesgeschichtlich eingestellten Vorgänger scharf ab. Wir finden bei ihm weder den geistsprühenden, den Leser oft hinreissenden an- und aufregenden Stil eines Cysarz noch die gepflegte, stilvolle, oft aber über den Dingen schwebende Formkunst eines Hankamer noch Günther Müllers philosophisch-bohrendes, weite Horizonte aufreissendes Darstellungsvermögen. Schlicht und nüchtern ist bei Newald die Gestaltung, jedes Wort- und Gedankenfeuerwerk liegt ihm völlig fern. Eine solche Diät im Hinblick auf die Diktion ist aber durchaus nicht dem Gedeihen der Barockforschung abträglich. Zu beanstanden ist dagegen die Disproportionalität zwischen Synthese und Analyse, Struktureinheit und isoliertem Einzelelement. Zu häufig begegnen einem nackte Handlungsgerippe, zu viel Wert legt der Verfasser auf das äussere biographische Tatsachenmaterial, mit dem man meistens sehr wenig anzufangen vermag, da häufig genug keine Beziehungen zwischen der barocken Kunst und den dürren Lebensdaten bestehen. Dem Verfasser ist es nicht gelungen, Geist und Wirklichkeit zu versöhnen. Die Reaktion auf die übergeistige Geistesgeschichte erwies sich als so stark, dass Newald bis in den naiven Positivismus der Schererzeit zurückgestossen wurde. Und so erfahren tatsächlich selbst die Wertungen jener Generationen vor dem ersten Weltkriege wieder Achtung und Anerkennung: Die hoch- und spätbarocke logozentrische Dichtung wird ohne Berücksichtigung der höfischen Distanzhaltung einfach — und ohne Anführungszeichen — als Schwulst hingestellt. Logau sei im Gegensatz zu den phantasierenden, fieberkranken, echten Barockdichtern »einer der wenigen Dichter des Jahrhunderts, die uns etwas zu sagen haben« (S. 306). Gryphius' Scherzspiele werden als seine originellste Leistung betrachtet. Die tiefpersönlichen Wesensgründe der hohen Dramen des Gryphius werden nicht erkannt, nicht erahnt. Schon aus diesen Andeutungen dürfte es hervorgehen, dass Newald nicht nur manches Überspitzte und Forcierte, sondern auch wertvolle geistesgeschichtliche Errungenschaften zum alten Eisen geworfen hat.

Überraschend ist es, dass der Altmeister der schweizerischen Literaturforschung, Emil Ermatinger, der in früheren Jahrzehnten für eine geistbetonte Forschung tatkräftig eintrat und den Materialismus des Positivismus leidenschaftlich bekämpfte, in seinem grossen Alterswerk »Deutsche Dichter 1700—1900. Eine Geistesgeschichte in Lebensbildern« (I—II 1948—1949) offenbar zu einem psychologisch orientierten Positivismus, der Sainte-Beuveschen Literaturbetrachtung nicht unähnlich, zurückgekehrt ist. Während Ermatinger früher Form- und Ideenerlebnis besonders betonte, konzentriert er sich hier auf einen oft ganz äusserlich-biographischen Erlebnisbegriff. Zu einer Zeit, da die Notwendigkeit der Werkinterpretation stärker als je unterstrichen wird, macht Ermatinger vor der Werkanalyse halt. Mögen auch in seiner Darstellung gewisse

Einzelpersönlichkeiten die Lebensluft einer bestimmten Epoche verkörpern, so ist es jedoch diesem Werk gegenüber trotz seines Titels nicht mehr möglich, von eigentlicher Geistesgeschichte zu sprechen; überhaupt ist Geschichte mit einem solchen Diskontinuum unvereinbar.

Diese Hinweise auf Newalds und Ermatingers umfassende Werke mögen genügen, um anzudeuten, dass eine an sich begrüssenswerte Entmetaphysizierung und Konkretisierung nur so lange verantwortlich sind, als sie keine atomisierenden, geschichtsaflösenden Wirkungen zeitigen. Das bedeutet aber nicht, dass die Dichterbiographie als solche keine wissenschaftliche Gültigkeit besitze. Mit sehr klugen und besonnenen Beobachtungen »Zum Problem der modernen Dichterbiographie« (Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1952) hat Friedrich Sengle die Aufmerksamkeit auf eine lange wenig beachtete Disziplin hingelenkt. Diesem Forscher, der den deutschen Extremismus ablehnt und der überhaupt einen scharfen Blick für »die deutsche Abneigung gegen den gesunden Menschenverstand« hat, ist es gelungen, eine Geist und Leben versöhnende Mitte zu finden. Einerseits sieht er ein, dass die alten positivistischen Biographien sowohl in den lebenskundlichen als auch in den dichtungswissenschaftlichen Teilen heutigen Ansprüchen nicht mehr genügen, andererseits erkennt er, wie unergiebig die abstrakten Deutungen abstrakter Dichtungen sind und wie verhängnisvoll es ist, alle Fäden, die vom Werke nach allen Richtungen führen, rücksichtslos abschneiden zu wollen. Dass es Sengle nicht bei den theoretischen Ausführungen hat bewenden lassen, dürfte bekannt sein. Wertvoll wie seine Wielandbiographie ist die gleichzeitige Günther-Darstellung Wilhelm Krämers, der die tausend und abertausend Einzeltatsachen, die sich noch aufspüren liessen, zu einem Vergangenes eindrucksvoll vergegenwärtigenden Kunstwerk zu fügen vermochte. Da die biographische Forschung oft tiefe Einsichten auf Gebieten, die den eigentlichen Dichtungsanliegen fernstehen, erfordert, wird es aber, wie auch Sengle andeutet, angemessen sein, sie als eine wissenschaftliche Disziplin sui generis zu betrachten.

Angesichts der Tatsache, dass die deutschen Gelehrten und nicht zumindest die germanistischen Literarhistoriker auf eine philosophische Fundamentierung ihrer Forschung grossen Wert legen, ist es einigermaßen überraschend, dass gewisse Hauptströmungen moderner europäisch-amerikanischer Philosophie so gut wie unbeachtet geblieben sind. In den neopositivistischen Tendenzen der jüngsten deutschen Literaturwissenschaft ist nirgends eine Fühlungnahme mit dem philosophischen Neopositivismus spürbar. Es ist freilich zuzugeben, dass sich die Sphären des literaturwissenschaftlichen Positivismus und des philosophischen Positivismus keineswegs decken, und so wäre es beispielsweise völlig ungerecht, den Philosophen das genugsam bekannte Sündenregister der

positivistischen Literarhistoriker zur Last zu legen, ist doch das eingangs berührte Ratio-Irrationalität-Paradoxon nur für die Literaturwissenschaft eine fraglose Gegebenheit. Dennoch würde sich eine Auseinandersetzung mit dieser Philosophie, wie sie in Wien, Cambridge und Uppsala getrieben wird, für die moderne deutsche Literaturwissenschaft, deren proton pseudos unbedingt in der Begriffsverflüchtigung zu suchen ist, als sehr fördernd und fruchtbar erweisen. In dem ewigen Ringen zwischen Sprache und Gedanke bemühen sich die Denker des logistischen Neopositivismus, die Souveränität des kühlen und klaren Gedankens zu sichern. Um die Herrschaft überlieferter und oft erstarrter Stilformen über das Denken zu brechen, wäre es für die Literarhistoriker zweifellos vorteilhaft, die Werke der Neopositivisten zu konsultieren, dagegen wäre ein dauernder Aufenthalt in diesen kühlen und nüchternen Zonen kaum zu empfehlen, betrachten doch manche dieser Philosophen die irrationalistisch fundierte Literaturwissenschaft mit skeptischen Blicken.

Im Anschluss an den logistischen Neopositivismus hat die Semantik als spezifische Disziplin das Interesse der Forscher immer mehr in Anspruch genommen, vor allem spielen die USA auf dem Gebiet der »general semantics« eine führende Rolle. Aus der wuchernden Fülle der semantischen Literatur wäre es auch möglich Werke herauszugreifen, die zwar die logischen Funktionen der Sprache analysieren, aber doch gleichzeitig ihre metalogischen Möglichkeiten anerkennen. In dieser Hinsicht ist zuvörderst das dem Problem der Worthaftigkeit des Denkens gewidmete Werk Wilbur Marshall Urbans über »Language and Reality. The Philosophy of Language and the Principles of Symbolism« (1939) hervorzuheben, ein Werk, das, geistesgeschichtlich Plato und wissenschaftsgeschichtlich Cassirer verpflichtet, kaum je von der deutschen Literaturwissenschaft herangezogen worden ist. Wenn die dringenden Fragen des Sprach-Denk-Problems energisch in Angriff genommen werden, steht es zu erwarten, dass manches Begriffsgerüst zusammensinken und manches heiss umstrittene Problem sich als Scheinproblem entpuppen wird. Im Anschluss an andere Disziplinen liesse sich zweifellos auch eine Darstellung der »berühmten Denkfehler« der Literaturwissenschaft verfassen, die uns etwa über die erstaunlichen Auswirkungen des Wortfetischismus die Augen öffnen würde. Doch müsste man sich stets der Grenzen der Berechtigung einer solchen logisch orientierten Sprachkritik bewusst sein. Vollständig abwegig wäre es z. B., von den Epochenbezeichnungen eine ewige und unwandelbare Eindeutigkeit zu verlangen, denn gerade in der Labilität und Elastizität dieser Termini liegt ihr heuristischer Erkenntniswert beschlossen. Zusammenfassend sei hervorgehoben, dass die »Sendung« des Positivismus teils in der unerbittlichen Begriffsanalyse und teils in dem demütigen Dienst am Worte liegt. Die philologischen Tugenden erlebten zwar zur Zeit des Positivismus eine hohe

Blüte, sie eignen aber in keiner Weise diesem allein; erinnert sei nur an die germanistische Tradition von Lachmann bis Carl von Kraus. Die Neugermanisten brauchten nur bei den Altgermanisten in die Schule zu gehen.

Die positivistischen Literaturforscher wie etwa Taine bemühten sich um eine »histoire naturelle des esprits«. Während das Metaphysische abgewertet wurde, erfuhr die Biologie eine ausserordentliche Aufwertung. Da das moderne deutsche Interesse für die Morphologie im Biologischen wurzelt, muss die morphologische Literaturwissenschaft in diesen Zusammenhang eingeordnet werden, obgleich ihr weltanschauliches Fundament in eigenartiger Weise zwischen Geist und Bios oszilliert. Das ruhelose deutsche Suchen nach neuen Methoden und Richtungen, Formen und Formeln hat in dem Schlagwort »Morphologische Literaturwissenschaft« eine zeitweilige Erlösung gefunden. Überall in Büchern und Besprechungen, in Abhandlungen und Aufsätzen wird dies Schlag- und Modewort wiederholt. Es ist schon längst ein ganzes Buch über »Morphologische Literaturwissenschaft« geschrieben worden. Eine Auseinandersetzung mit dieser Methodenlehre gestaltet sich zugleich zu einer Auseinandersetzung mit gewissen typisch deutschen Ausdrucks- und Denkformen. Wir befinden uns hier in einer geistigen Zone, die dem physikalischen und logistischen Positivismus sehr fern liegt.

Horst Oppel, der auch früher mit seismographischer Sicherheit neue Schlagworte aufgegriffen und zur Debatte gestellt hat, betont in seinem Buche »Morphologische Literaturwissenschaft« (1947), dass »die Morphologie ständig auf den biologisch-naturkundlichen Nährboden« zurückweise. Dennoch findet er eine Brücke zur Geisteswissenschaft, zur Literatur: »Diese ist damit gegeben, dass die Träger der Dichtung, nämlich die Dichter, doch nichts anderes als Lebewesen sind; mithin auch die Struktur der Lebewesen sich notwendig in ihrem Wirken durchsetzen muss« (S. 8). Von den beiden Schlüssen dieses Passus lässt sich der erstere gewiss nicht in Frage stellen, dagegen ist der letztere durchaus zu bestreiten. Die aus der Bestimmung des Menschen als Lebewesen gezogene Folgerung muss als Versuch, das spezifische Menschsein zu überspringen, betrachtet werden, zeichnet sich doch der Mensch als Kulturwesen durch selbstgewählte Entscheidung, Freiheit des Geistes und schöpferische Kraft aus. Auch dem Methodologen Oppel ist es aber aufgegangen, dass die Übernahme biologischer Kategorien in die Dichtungskunde mit gewissen Schwierigkeiten verbunden ist. Wer von der Biologie herkomme, erfasse — so heisst es bei Oppel — am Kunstwerk nur das Konstante, »das regelmässig Wiederkehrende an der Einzelercheinung als dem Träger allgemeiner Gesetzmässigkeiten« (S. 101). Hier scheint sich eine klaffende Kluft zwischen der ewigen Wiederkehr im Reich des Biologischen und der Eigenart und Einzigkeit der künstlerischen Gestaltungen aufzutun. Oppel weiss aber dafür Rat. Ausgehend von einer Beobachtung Goethes, der während seiner ersten Schweizerreise bemerkte »dass die einzelne Pflanzenart je nach Höhenlage und Zone besondere Merkmale trägt«, konstituiert er, mit Goethe die plasmatisch-geophysischen Zustände der Gestaltbildung »Pflanze« mit den moralisch-klimatischen Zuständen der Gestaltbildung

»Mensch« gleichsetzend, ein allgemeingültiges Beziehungsverhältnis zwischen Gestalt und Lebenselement, das er folgendermassen an Heinrich von Kleist exemplifiziert: »Die Existenz dieses »Geschöpfes«, das wir Kleist nennen, ist nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir »deutsche Sprache« nennen, möglich — wie der Fisch nur unter der Bedingung des Wassers. Denn wenn wir dichtungskundlich von »Kleist« sprechen, dann meinen wir doch offensichtlich gar nicht die biographisch erfahrbaren Lebenszüge dieses Mannes, die für uns überhaupt nur insoweit Bedeutung haben, als sie ins Dichtwerk selber übergreifen, — als sie mithelfen an der Ausbildung des Gestaltkerns, der uns »Kleist'sche Dichtung« heisst. Diese Kleist'sche Dichtung ist nur unter Voraussetzung des Elementes der »deutschen Sprache« möglich; und genau wie der Fisch im Wasser: nicht nur, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Kleists Dichtung *ist* in deutscher Sprache und sie *wird* in der deutschen Sprache: sie rückt mit eben dieser Sprache auf ihre eigene Stufe, in ihre eigene Wirklichkeit ein. Kleists Dichtung lebt aus deutscher Sprache. Diese ist dem Werke einfach vorgegeben« (S. 105). Dies Zitat vermittelt insofern keine völlig befriedigende Vorstellung der Stil- und Denkform Oppels, als dieser noch gegen zwei Seiten benötigt, um das Verhältnis zwischen der Dichtung Kleists und der deutschen Sprache in immer neuen Abwandlungen und Wiederholungen zu schildern. Dieser Einblick in die ausführlichste Darstellung morphologischer Literaturwissenschaft genügt, um festzustellen, zu welchen verkrampften Anstrengungen eines völlig gescheiterten Denkens der Versuch einer Überwindung der Isolation der Geisteswissenschaften zu führen vermag. Die Erscheinung der räumlich bedingten Variationen — ganz einfache Tatsachen der Ökologie — hat mit der Geschichtsträchtigkeit kultureller und literarischer Schöpfungen überhaupt nichts zu tun. Ist aber das geschichtliche Bewusstsein, dieser ureigenste, unveräusserliche Besitz menschlicher Kultur, ausgeschaltet worden, so ist damit den grössten Vereinfachungen und den grotesksten Parallelismen zwischen dem geistig Differenziertesten und dem Anorganisch-Leblosen Tür und Tor geöffnet.

Wenn Günther Müller die Vorgangzeit der Erzählkunst zu dem Knochengerüst der Wirbeltiere in Beziehung setzt, und wenn es bei Ooppel heisst: »In Analogie zu dem organischen Prozess der Zellteilung und Eifurchung lässt sich beobachten, wie die dichterische Wirklichkeit sich gestalthaft in unablässiger Ausgliederung befindet und auf Umbildung drängt. Dieses sprachliche Werden ist nicht ohne Sprechenden zu denken« (S. 75), so denkt man unwillkürlich an die krassesten positivistischen naturwissenschaftlich orientierten Dichtungsdeutungen, wie sie etwa in der Brunetièreschen Gattungsforschung vorkommen. Nun weist aber schon die abstrakt-verschwommene Diktion, wie auch das letzte Zitat sie veranschaulicht, über den Positivismus hinaus, und tatsächlich ist bei diesen kühnen Grenzüberschreitungen der Positivismus nicht das massgebende Vorbild gewesen. Der grosse Leitstern ist Goethe. Schon der Untertitel des Oppelschen Buches lautet »Goethes Ansicht und Methode«. Als erster entscheidender Denkschritt gilt es — so führt Ooppel aus — »die dichterische Gestalt als eine Erscheinungsform des Lebens, der allwaltenden Natur zu begreifen« (S. 30). Mit diesem Satz befinden wir uns, meilenweit von allem Positivismus abgerückt, mitten im blühendsten Panentheismus. Wenn sich der Verfasser um die Morphologie bemüht, um der ästhetizistischen Gestaltkunde das Wasser abzugraben, ist das kein gutes Zeichen, spiegelt aber eine Haltung wider, die seit Jahren in Deutschland verbreitet ist. Es geht jedoch nicht an, in dieser Auseinandersetzung über den Sinn der morphologischen Literaturwissenschaft

nur mit Horst Oppel ins Gespräch zu treten, denn hinter ihm steht als der eigentliche Urheber dieser Forschung Günther Müller.

Über »Goethes Morphologie in ihrer Bedeutung für die Dichtungskunde« sprach Günther Müller bei den Goethefeierlichkeiten zu Frankfurt am Main 1949. Dass sich der dortige internationale Gelehrtenkongress ganz dem Problem »Goethe und die Wissenschaft« (in Buchform 1951) widmete, ist eins der augenfälligsten Zeugnisse für das heutige Interesse für den Naturforscher Goethe. Wer sich in Goethes morphologische Schriften, wie sie in der Weimarer Ausgabe (Abt. II, Bd. 6—8) vorliegen, vertieft hat, wird allerdings bedauern, dass dieser Teil des Goetheschen Kosmos lange so gut wie völlig unbeachtet geblieben ist, trotzdem wird man aber mit einiger Befremdung wahrnehmen, wie diesen Schriften neuerdings nicht nur geschichtlicher, sondern sogar normativer Wert zugeschrieben wird. Ohne auf dem Gebiete der Naturwissenschaften irgendwie zuständig zu sein, scheint es uns doch ein Wagnis, ein urbildlich-erläuterndes Verfahren neben die hergebrachte analytische, ursächlich-erklärende Methode stellen zu wollen. Es erfordert wenig Scharfsinn zu erkennen, dass sich die morphologischen Ansichten Goethes in einer fortwährenden Metamorphose befinden und dass die grundlegenden Termini — Physiologie, Urbild, Idee usw. — teils schillern, teils einen von der heutigen Bedeutung ganz abweichenden Sinn haben. So gähnt eine Kluft zwischen dem Morphologischen und dem Systematisch-Logischen.

Unter diesen Umständen konnte es selbst einem Forscher wie Günther Müller nicht gelingen, einen auf dem Wege der Goetheschen Morphologie neue Möglichkeiten der Deutung des Wortkunstwerkes ahnen zu lassen. Günther Müller möchte — um die heute ständig wiederholte Phrase zu zitieren — der eigentümlichen Seinsweise der Dichtung gerecht werden. Es stellt sich — so folgert der Gelehrte in scheinbar völlig unanfechtbarer Weise — »die Notwendigkeit heraus, etwas vom Organismus zu wissen, wenn man Organismus-Ästhetik betreiben will. Eine Pflanze wächst anders als ein Luftballon. Ihre Zellen vermehren und vergrössern sich und wandeln ihre Funktion ab« (S. 28). Hier lügt und trägt aber wiederum die Sprache. Es erfordert nur eine einfache Begriffsanalyse, um festzustellen, dass die Sprachen bei der Vergegenwärtigung kultureller Vorgänge mit Vorliebe mit Vegetationsvergleichen — Keimen, Entwicklung, Blüte usw. — arbeiten. In diesem Sinne ist auch der ästhetik- und literaturgeschichtliche Terminus »Organismus« zu verstehen. Die Kontamination des Geistesorganismus und des Naturorganismus ist allerdings eine häufige Erscheinung, die sich aber jedesmal unheilvoll ausgewirkt hat. Hier sei — um in aller Kürze nur Grundlegendes anzudeuten — ausdrücklich betont, dass sich der Geistesorganismus dem Naturorganismus gegenüber durch eine viel grössere Freiheit der »Teile« auszeichnet, denn diese »Teile«, »Elemente«, oder wie sie nun am besten zu benennen sein mögen, besitzen eine Elastizität, eine Konturlosigkeit und Wandlungsfähigkeit, die den funktionell determinierten Organen der Naturerscheinungen durchaus abgehen. Und so muss es völlig in die Irre führen, wenn der Interpret des Wortkunstwerkes nach homologen Organen fahndet und vergleichende Blicke nach Büschen und Bäumen wirft. Günther Müller bekennt, dass Erscheinungen wie die Duineser oder die Römischen Elegien, wie Sonettkränze und Novellenkreise den Literaturmorphologen vor äusserst verwickelte Probleme stellen. Erkennt man aber die unerschöpflichen Möglichkeiten der Teil-Ganzheit-Relationen, wie sie im Wesen des Geistesorganismus beschlossen sind, so verwandeln sich diese Probleme sogleich in Scheinprobleme. Wenn

Günther Müller auf literaturwissenschaftliche Einzelprobleme, die unter Zuhilfenahme morphologischer Leitbegriffe gelöst werden könnten, hinweist, muss dem entgegengehalten werden, dass die Neuartigkeit nur in der Terminologie liegt, handelt es sich doch einfach nur um Probleme der Komposition und der Struktur, um Anliegen, die im Schul- und Universitätsunterricht längst an der Tagesordnung waren. Wie auf allen Gebieten literatur- und geistesgeschichtlicher Forschung sind auch hier eine weitere Vertiefung und Verfeinerung des Verfahrens möglich. Neue Ergebnisse sind aber nur auf dem Wege der vorurteilslosen wortkunstvergleichenden Analyse zu gewinnen, und zwar ohne jedes Kokettieren mit der Hyperbel Naturorganismus.

Günther Müller gibt zu, dass die Idee eines Waltens von Gestaltgesetzen durch alle Bereiche hindurch als »ein Glaube, dessen Mitvollzug wissenschaftlich ... nicht begründet werden kann« (S. 29) zu betrachten sei. Damit ist angedeutet, dass die Goethesche Morphologie als Ausdruck einer subjektiv bedingten, weltanschaulich erklärbaren Religion, eines anbetenden Verhältnisses zum All, zu verstehen ist. Dass gewisse typologische Begriffe Goethes ebenso wie solche Schillers für den Begriffsapparat der modernen Geisteswissenschaft verwendbar sind, ist keine neue Erkenntnis. Warum aber denn überhaupt dieser Umweg über Botanik, Osteologie u. ä. m., der, wie wir sahen, im 20. Jahrhundert unweigerlich zu einer sonderbaren Verquickung von Pantheismus und Positivismus führen musste?

Das Problem löst sich, wenn wir aus Günther Müllers Schriften zur Morphologie seine Abhandlung über »Die Grundformen der deutschen Lyrik« (in »Von Deutscher Art in Sprache und Dichtung« Bd. V, 1941) herausgreifen. In dieser Darstellung arbeitet Müller mit den artbestimmten Wachstumskräften. Den Traditionen der Renaissancepoetik und der mediterranen Kunstformen gegenüber verhält er sich ablehnend, denn im Zentrum steht hier das deutsche Artgesetz, welches er aus der Tonfülle deutscher Lyrik erlauschen möchte. Seine Betrachtung bemüht sich darum, die Stelle zu finden »von der aus das völkische Lebensplasma jene Formen hervorgebracht hat« (S. 96). Wenn er ferner »Die Metamorphose der Pflanzen« zitiert und von den Gestaltungsgesetzen spricht als »mit dem Keim gegebenen Daseinsgefügen, in die hinein eine rassische Grundart sich notwendig entfaltet; im Plasma angelegten Bahnen des Werdens, auf denen geprägte Ursprungsform lebend sich entwickelt« (S. 97), so dürfte es klar sein, dass hier ein heilloses Chaos von Gedanken Goethes und Kolbenheyers, von Dichtung, Biologie und politischer Rassenlehre vorliegt. Hervorgehoben sei, dass dieser Band der Sammlung »Von deutscher Art« von dem Kolbenheyerschüler Franz Koch geleitet wurde. Nachdem die Hoffnung Kolbenheyers, dass sich unter deutscher Führung eine neue Ordnung Europas auf Grund der verschiedenen biologischen Mächtigkeit der Völker anbahnen würde, zunichte geworden ist, hat man sonderbarerweise nicht den Ausweg gewählt, diese ganze, in ihren Triebkräften rein politisch bedingte »Wissenschaft« einfach aufzugeben, sondern hat sich vielmehr darum bemüht, bei sorgfältigster Vermeidung eines anrüchig gewordenen Vokabulars, und einer völkischen Zielsetzung Hauptpunkte des Programmes weiterzuführen. Und so kämpft man noch für »die Erlösung der Geisteswissenschaften aus ihrer Isolierung«.

Die biologisch orientierte Literaturwissenschaft, deren Bedeutung im geistigen Kräftespiel deshalb besonders gross ist, weil sie, wie schon angedeutet, über gewaltige Möglichkeiten der Degradierung des homo sapiens verfügt, macht sich auch jenseits der deutschen Grenzen bemerkbar. Erwähnt sei hier

nur F. J. Billeskov Jansen, »Esthétique de l'œuvre d'art littéraire« (1948), ein Werk, im dem die Tatsache der tierischen Entwicklungsstadien wie etwa Ei - Larve - Puppe - Schmetterling ganz einfach ins Menschliche transponiert wird, und zwar so, dass die verschiedenen Lebensalter (erste und zweite Kindheit, erste und zweite Jugend, Alter der Vollreife und Lebensabend) dermassen biologisch determiniert seien, dass ein echtes Verstehen eines Klassikers nur auf einer bestimmten biologischen Entwicklungsstufe möglich sei. So sei es etwa für einen jungen Menschen eine biologische Unmöglichkeit, »Macbeth« zu verstehen. Der Verfasser spricht schliesslich den Wunsch aus, dass die Universitätsdozenten aus Gründen der Pädagogik diese Tatsachen in ihrem Unterricht berücksichtigen möchten.

Was die literaturwissenschaftliche Position und Evolution im Hinblick auf Deutschland betrifft, so ist es für die ausserwissenschaftliche Zielsetzung symptomatisch, dass die morphologische Literaturwissenschaft entstanden ist, ohne dass man sich überhaupt die Mühe gegeben hat, die alten epochemachenden Erkenntnisse der südwestdeutschen Schule der Neukantianer zu widerlegen. Erst *nach* einer solchen Denktion bestünde die Möglichkeit eines ernsthaften wissenschaftlichen Gespräches. Ferner ist zu beachten, dass die Abhandlung Günther Müllers über die Grundformen deutscher Lyrik keineswegs ganz im Zeichen Kochs und Kolbenheyers steht. Einige scharfsinnige Beobachtungen erinnern einen daran, dass derselbe Forscher einst die »Geschichte des deutschen Liedes« verfasst hat. Mit diesem 1925 erschienenen Buch liegt eine Gattungsgeschichte vor, die in der Haltung vorurteilslos und in der Stoffbeherrschung meisterhaft ist und in der feinsinnigen, eindringlichen Interpretation der lyrischen Wortkunstwerke ihresgleichen sucht. Hier sind Geistesgeschichte und Gattungsgeschichte versöhnt, hier wäre ein nachahmungswürdiges Vorbild für die moderne literaturwissenschaftliche Formbetrachtung. Wo werden aber die Einsichten solcher Meisterwerke von gestern wirklich nutzbar gemacht? Die Notwendigkeit, in dem Wust und Gewimmel der neuen, mit prangenden aktuellen Schlagworten aufgeputzten Werke kritisch energisch aufzuräumen, damit das Hervorragende als solches sichtbar werde, dürfte einleuchten.

7. NUTZEN UND NACHTEIL DER HISTORIE

»Betrachte die Herde, die an dir vorüberweidet: sie weiss nicht, was Gestern, was Heute ist, springt umher, frisst, ruht, verdaut, springt wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks, und deshalb weder schwermütig noch überdrüssig«. Wenn aber der Mann — so fährt Nietzsche in seiner Betrachtung, und zwar der zweiten Unzeitgemässen, fort — die weidende Herde oder in ver-

trauterer Nähe das Kind, dem das Wort »es war« noch nicht aufgegangen sei, sehe, dann »ergreift es ihn, als ob er eines verlornten Paradieses gedächte« (vgl. Ausgabe Kröner 1938, S. 101 f). Wie so viele psychologische Einsichten Nietzsches hat sich auch diese in dem krisenträchtigen Zeitalter der jüngsten Geschlechter ganz besonders bewährt. Auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften sind Stimmungen und Strebungen spürbar, die darauf zielen, die Last der Geschichtlichkeit abzuschütteln. Das verängstigte Menschenkind tastet im Strom der Bedingtheiten nach dem Unbedingten; es trachtet nach Urbildern kosmischer Ordnung jenseits allen Relativismus. Trotz aller Sehnsucht nach dem Göttlichen wird es aber dem Menschen unserer Epoche nie gelingen, eine solche Sicherheit im Überzeitlichen zu erreichen, wie es etwa dem von keinem Historismus beunruhigten mittelalterlichen Menschen möglich war.

Bevor wir uns mit einigen im Bereich der Literaturwissenschaft unternommenen Versuchen, vom Relativen ins Absolute vorzustossen, befassen, sei unterstrichen, dass wir uns nur in der Ausgangsposition an Nietzsche anschliessen können, denn wir fragen nicht nach dem Nutzen und Nachteil der Historie für das *Leben*. Auf die Forschenden und Suchenden wirkt die unerschöpfliche Fülle des Vergangenen nicht lähmend und entnervend, sondern anspornend. Was Nietzsche als bedrohlich-zerstörerische Auswirkungen des Historismus hinstellt, Verlust der Instinktsicherheit, Gefühl eines epigonenhaften und greisenhaften Daseins, bedrückt den Literarhistoriker nicht, denn ihm ist nichts rühmenswürdiger als angesichts des zu erfassenden Gegenstandes ein gleichgültiges Neutrum, ein nachtönendes Passivum, kurz ein Ewig-Objektiver zu werden.

Historisches Verstehen ist im deutschen Geistesleben schon in Leibniz' Schriften spürbar. Der geschichtliche Aspekt ist der Aufklärung keineswegs fremd. Als ein unvergleichlicher Meister geschichtlich einführender Betrachtung gilt bekanntlich Herder. Seine geistesgeschichtliche Bedeutung lässt sich nur annäherungsweise bestimmen; soviel steht aber fest: der von ihm ganz wesentlich inspirierte Historismus hat in keinem Lande so tiefgreifende Wirkungen ausgelöst wie in Deutschland. Auch in unserem Jahrhundert ist für die Erschliessung und Erlösung der geschichtlichen Welt, für ein immanentes Verständnis vergangener Epochen, von der deutschen Geisteswissenschaft Gewaltiges geleistet worden — in dem gleichen Lande ist aber auch die Vergangenheit im einem bisher unerhörten Grade einer höchst trüben Gegenwart ausgeliefert worden. Es ist hier nicht möglich, die umfassenden deutschen Werke, die sich mit dem Problem des Historismus befassen, auch nur andeutungsweise heranzuziehen. Dagegen müssen einige der neuesten kritischen Stimmen zu Worte kommen. Dass der Historismus auch ausserhalb

Deutschlands eine starke Position gewonnen hat, geht schon aus den Reaktionen des gegnerischen Lagers hervor.

Während die Angriffe J. M. Romeins (»De biografie« 1946) und Etiennes (»Défense de la philologie« 1933, 2. Aufl. 1947) mehr scharf als scharfsinnig sind, ist es lohnend, sich mit dem führenden Kritiker des »New Criticism«, Cleanth Brooks, auseinanderzusetzen. In »The Well Wrought Urn« (1949), theoretischen Betrachtungen und Gedichtanalysen, die trotz der persönlich-essayistischen Stilform nichts weniger als oberflächlich sind, konzentriert sich Brooks auf das Hauptanliegen und die Hauptschwierigkeit der Literaturwissenschaft, Poesie als Poesie zu verstehen. Er wendet sich mit Recht gegen »the heresy of paraphrase« und die intellektualisierende Interpretation des dichterischen Kunstwerkes, zugleich aber auch gegen Relativismus und Historismus: »We have gone to school to the anthropologists and the cultural historians assiduously, and we have learned their lesson almost too well« (S. 197). Brooks' Angriff auf den Historismus wird zu einem Versuch, den Prozess der Relativierung durch konsequentes Weiterdenken als eine *reductio ad absurdum* hinzustellen. Es ist jedoch möglich, seine die angebliche Wertungsanarchie blitzhaft erhellende Frage: »Can we even stop short of the young lady who confesses to raptures over her confessions magazine?« bejahend zu beantworten. Die Schlüsselstellung der Epochenforschung findet eben darin ihre Rechtfertigung, dass die sich herauskristallisierende Einheit zu gleicher Zeit den Horizont eines spezifischen Kunstvollens skizziert, und so lassen sich, in den auf geistesgeschichtlichem Wege abgesteckten Räumen durch scharf akzentuierte Wertabstufungen feste Rangordnungen herausarbeiten. Wenn Brooks die massgebenden, von dem jeweiligen Lebensgefühl und von den wechselnden Kunstanschauungen diktierten Einschnitte nicht erkennt oder anerkennt, ist die Ursache darin zu suchen, dass er, wie schon das oben erwähnte Zitat ahnen lässt, mehr mit der Vorstellung einer stoffbeschwerten Kulturgeschichte als mit den Einsichten einer synthetischen Geistesgeschichte arbeitet, eine Haltung, die ohne Zweifel auch im Zusammenhang mit der Entwicklungsstufe amerikanischer und englischer Epochenforschung gesehen werden muss.

Es ist ferner festzustellen, dass die Anerkennung der einzelnen Epochen als unmittelbar zu Gott nicht *eo ipso* bedeutet, dass sie an Rang und Würde gleich seien. Im Lauf der Zeit haben sich bestimmte Wertungen so sehr legitimiert, dass eine ästhetisch-kritische Klassifizierung und Rubrizierung des Einzelwerkes innerhalb der Gesamtliteratur durchaus möglich ist. Die Tatsache, dass die Bewertung der einzelnen Epochen weltanschaulich fundierten Schwankungen unterworfen ist, vermag das Systemgebäude nicht zum Einsturz zu bringen. Auf die plötzlichen grossen Ausschläge der Magnetnadel — man erinnere sich der Neuwertung der deutschen Barockdichtung nach dem ersten Weltkriege

Brooks



— wird unbedingt eine ausgeglichene Bewegung folgen — so wird heute kein Einsichtiger die deutsche Barockdichtung über die klassische Kunst stellen. Dass eine bestimmte Periode schon auf Grund ihrer sozialen Struktur als ein Schichtengefüge zu betrachten ist, stellt einen keineswegs vor unüberwindliche Schwierigkeiten, denn die jeweiligen Unterströmungen werden in einem — öfters engen — Beziehungsverhältnis zu früheren oder späteren Epochen stehen und demgemäss auf perspektivistischem Wege einzuordnen sein. So vermag Brooks die Positionen der relativistischen Betrachtung nicht zu erschüttern. Welche Argumente andererseits gegen den Absolutismus im Kritisch-Ästhetischen ins Feld geführt werden können, soll später erwogen werden. Hier sei nur hinzugefügt, dass selbst die feinsinnigen und kunstverständigen Analysen in Brooks' Werk uns die Gefahren einer auf das Zeitlos-Gültige eingestellten Betrachtung vergegenwärtigen. Im Gegensatz zu dem althergebrachten, klassisch-neoklassizistischen Dogmatismus vertritt Brooks einen modernen Symbolismus, der sich insbesondere auf Donne beruft. Uns will es aber scheinen, dass gewisse Dichter, die sich wie etwa Pope von den »metaphysical poets« scharf abheben, sich in seiner Darstellung durch oft verblüffend symbolistisch anmutende Kunstwerke kennzeichnen.

Wie sich Brooks gegen Frederick A. Pottle, den Verfasser des Werkes »Idiom of Poetry« (1941) und einen der feinsten Vertreter des kritischen Relativismus, wendet, so eigentlich auch Wellek und Warren in »Theory of Literature« (1942—1949), heute dem bedeutsamsten, international eingestellten, literaturwissenschaftlichen Grundriss. Es ist für dies Werk charakteristisch, dass es sich nirgends mit glatten, vereinfachenden Lösungen begnügt. Die Verfasser sind keine Anhänger der relativistischen Geschichtsbetrachtung, sehen aber andererseits ein, dass ein strikter Dogmatismus und Universalismus nicht haltbar sind. Eine vermittelnde Lösung finden sie (S. 35) im »Perspectivism«. Im Gegensatz zu unserer Darstellung wird hier das *Einzelwerk* unter einem perspektivistischen Gesichtswinkel gesehen, und zwar so, dass sich die Grenze zwischen dem objektiven Herausinterpretieren und dem subjektiven Hineininterpretieren tatsächlich auflöst. Es ist zuzugeben, dass wir nicht wie das Publikum zu Euripides' Zeiten an Dionysos zu glauben und gleichzeitig über ihn zu lachen vermögen. Wir wissen, dass auch die radikalste und redlichste Selbstentäußerung und die schmiegsamste Einfühlung Vergangenes nur annäherungsweise zu deuten vermag. Diese Erkenntnis bedeutet aber nur einen ferneren Ansporn, Werkzeuge und Denkmittel zu verfeinern. Und so ist bei der Interpretation vor jeder Akzentverschiebung in der Richtung auf das Hier und das Heute — das gewöhnlich in der Verkleidung des Zeitlosen und Ewig-Klassischen auftritt — zu warnen. Nichts ist trügerischer als der Glaube an eine Sinndeutung aus geschichtsloser Gegenwart.

Was neuerdings von deutschen Forschern zugunsten einer Literaturbetrachtung, die sich vom Geschichtlichen emanzipieren möchte, vorgebracht worden ist, braucht hier nicht des näheren erörtert zu werden. Der gewichtigste und eindringlichste Beitrag, »Deutsche Literaturgeschichte als Geistesgeschichte« (Publications of the Moderne Language Association of America, 1945) rührt von Karl Viëtor her. Er verrät eine gewisse Vorliebe für die sub-specie-aeternitatis-Betrachtung und äussert sich sehr pessimistisch über die Lage der Geistesgeschichte: »Die Epoche der geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise und ihrer Methoden ist offenbar abgeschlossen. Seit etwa 10 Jahren befindet sich die Schule in einem Zustand der Erschöpfung, ja der Sterilität« (S. 914). Wenige Jahre später erschienen ein paar ausgesprochen geistesgeschichtlich eingestellte Werke — eine umfängliche Goethedarstellung, ein Büchnerwerk — von höchstem Range, und zwar von Karl Viëtor. So ist seine eigene Tätigkeit ein beredter Gegenbeweis gegen seine theoretische Skepsis geworden. Nicht die Methode an sich, sondern ihre Handhabung vermag Besorgnis zu erwecken.

Es ist eine ihr Ziel nicht verfehlende Taktik, Methoden und Theorien dadurch zu diskriminieren, dass sie irgendwie in Beziehung zur Nazi-»Wissenschaft« gesetzt werden. Auch deutsche Antihistoriker sind diesen Weg gegangen. Sie arbeiten augenscheinlich mit einer höchst mystischen coincidentia oppositorum, denn grössere Gegensätze als die radikale geistesgeschichtliche Historisierung und Relativierung der Werte und die hemmungslose Verheutigung aller geschichtlichen Inhalte und Begriffe von seiten der nationalsozialistischen Chronisten lassen sich schwerlich nachweisen.

Der Überblick über die Stifterforschung hat uns darüber belehrt, wie stark die Neigung augenblicklich ist, die Literaturwissenschaft bekennerisch auszunutzen. Wird es dem Forscher gestattet, »sich über die Geschichte zu erheben«, ist aber sehr zu befürchten, dass die deutsche Literaturwissenschaft um eine Unzahl von Abhandlungen bereichert würde, die sich durch ein sonderbares Gemisch seelsorgerischer, journalistischer und forschender Tendenzen auszeichnet. Nicht weniger verdächtig sind die Versuche, den Begriff »Literaturwissenschaft« für eine zeitlose Wissenschaft von der Dichtung in Anspruch zu nehmen und diese nicht neben, sondern über die Literaturgeschichte zu stellen. Ohne hier ins Detail zu gehen, sei nur gesagt, dass auf diesem Gebiete schon Arbeiten vorliegen, die das Ideal der kaum fassbaren Allgemeinheiten verkörpern, wofern dies Wort hier gestattet ist. Bei solchen Arbeiten leistet die existentialistische Terminologie gewöhnlich gute Hilfsdienste.

In der schon erwähnten Abhandlung Kurt Mays »Über die gegenwärtige Situation einer deutschen Literaturwissenschaft« — die übrigens ohne Heidegger auskommt — ist der Verfasser bestrebt, das Programm

einer Sprach-Kunst-Geschichte aufzustellen, und zwar so, dass die Geschichtlichkeit freilich nicht absolut aufgehoben, aber doch ganz in den Hintergrund gedrängt wird. »Es muss aber eine Art der Auslegung des Gedichts geben«, heisst es, »in der wir es nicht mit den Kräften, Haltungen, Vorgängen, Prozessen, Strukturen zu tun haben, die als solche an und für sich im reinen künstlerischen Ersteindruck gar nicht wahrgenommen werden können, sondern zu tun haben mit dem Inbegriff von dem, was uns im künstlerischen Erleben unmittelbar ergreift« (a. a. O., S. 303). Eine solche Theorie leistet — wie man sieht — einem vorgeblichen Intuitionismus und jeder Form von Subjektivismus und Dilettantismus im höchsten Grade Vorschub. Verglichen mit diesen neuen Bemühungen stecken die Monumentalisierungen und Mythisierungen der Georgischen Literaturwissenschaft noch tief im Geschichtlich-Konkreten. Schliesslich sei hervorgehoben, dass auch die morphologische Literaturwissenschaft als eine jähe Flucht aus der Geschichtlichkeit zu betrachten ist. Und so ist es unsere feste Überzeugung, dass sich eine konkretisierende wirklichkeitsnahe Literaturwissenschaft verpflichtet sieht, unverzüglich in die Geschichtlichkeit einzutauchen. Wie der Weg von der Analyse zur Synthese geht, so auch von der Genetik zur Poetik. In dieser aufsteigenden Bewegung sind aber beide Denkrichtungen zugleich aktiviert. Alles hängt von der Spannungsharmonie ihres Kräftespiels ab.

Ohne geschichtliche — und das heisst für den Literaturhistoriker geistesgeschichtliche — Fundierung hat die Wissenschaft von der Dichtung keine wirklichen Existenzmöglichkeiten. Aufgabe der Geistesgeschichte ist es, sich mit allen kritischen Einwänden auseinanderzusetzen und an einem dauernden Reibungswiderstand ihre Denkmittel so zu verfeinern, dass keine Wunschbilder imstande sind, die Wirklichkeit zu verdrängen. In dieser Übersicht ist es nur möglich, eine antigeistesgeschichtliche Methodologie herauszugreifen, um die destruktiven Möglichkeiten kennenzulernen. Ihres hohen geistigen Ranges wegen ist die von Wellek und Warren verfasste Literaturtheorie zu diesem Zwecke ganz besonders geeignet.

Während sich die Schlussbetrachtung der beiden Autoren über »German scholarship« (S. 286 f.) nur wenig von den üblichen popularisierenden Vereinfachungen unterscheidet, setzt sich Wellek im Kapitel »Literature and Ideas« eingehend mit Werken deutscher Geistesgeschichte auseinander. Wir können uns jedoch des Eindruckes nicht erwehren, dass Wellek in seiner Kritik der deutschen Geistesgeschichte in den Hauptfehler geisteswissenschaftlicher Forschung verfällt. Seine Darstellung beruht nämlich auf einer Auswahl, die für Wert und Wesen dieser Forschung nichts weniger als repräsentativ ist. Es liegt freilich nahe, in einem methodologischen Werke die Extreme aufzusuchen, um dadurch die Veranschaulichung eindrucksvoller zu gestalten; dennoch kann man

Meissners Werk, »Die geisteswissenschaftlichen Grundlagen des englischen Literaturbarocks« (1934) nicht als »a good example« betrachten. Diese Darstellung, die Wellek als Hauptbeispiel benutzt, ist dadurch gekennzeichnet, dass ein Anglist das Verfahren und die Ergebnisse der frühesten und kühnsten germanistischen Barockarbeiten einfach auf die englische Literatur des 17. Jahrhunderts überträgt. Dadurch dass er Stoffelemente z. B. aus der literarischen, religiösen und politischen Überlieferung in gegensätzliche Gruppen ordnet, gelingt es ihm — überraschenderweise — auch in England ein antithetisches Lebensprinzip festzustellen. Ein solches Verfahren war in der Germanistik schon in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre völlig überwunden. Es ist auch nicht angängig, kulturmorphologische Spekulationen wie etwa die eines Spengler als Ausdruck der damaligen germanistischen geistesgeschichtlichen Forschung zu betrachten.

Es gibt allerdings in der deutschen Geistesgeschichte »fantastic, quibbling, pseudo-mystical, verbalistic productions« (S. 117), und es gibt ferner — so noch bei Korff — eine Dialektik, die alle organische Entwicklung aufhebt — und zwar auf Grund einer Verabsolutierung des Organismusbegriffs. Solche Verfahren sind aber als ausgesprochene Jugendsünden anzusehen. Die Forschung, die sich im Laufe der zwanziger Jahre Bahn brach, und die Fundamente und Umrisse für künftiges Arbeiten zu liefern vermag, beruhte nicht auf dem Glauben an absolute Entitäten hinter der Flucht der Erscheinungen oder an die dialektische Selbstbewegung eines autonomen Weltgeistes. Und in dieser Forschung verwandelte sich die Epochen- und Periodenbetrachtung nicht in eine Periodizitätslehre, die schon durch ihre Berechenbarkeit ihre völlige Geschichtsfremdheit dokumentiert. Auch die angebliche Überspannung des Prinzips der Geschichtlichkeit wurzelt in Wirklichkeit in einer Verkennung des Wesens des Geschichtlichen. Gleichzeitigkeit des Ungleichartigen ist im mehrdimensionalen Geschehen der Geschichte eine Selbstverständlichkeit, und so ist der gotische und der barocke Mensch ein Unding, da er auf der Voraussetzung einer jeweiligen Gotisierung bzw. Barockisierung aller Gehalte beruht. Hätte Wellek, um ein breites Fundament zu haben, etwa das in den fruchtbarsten Jahren der deutschen geistesgeschichtlichen Forschung von Merker und Stammeler herausgegebene. »Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte« (1925—31) herangezogen, würde seine Wertung gewiss positiver ausgefallen sein.

Man hat der Geistesgeschichte ihren Hang zum Generalisieren vorgehalten, und in dieser Hinsicht ist sicherlich oft und viel gesündigt worden. Man darf ihr aber das Prinzip der Vereinfachung nicht zum Vorwurf machen, denn ohne Vereinfachung gibt es überhaupt kein geschichtliches Verstehen. Und so stellt auch Pater Jakobus im »Glasperlenspiel« fest: »Jede Wissenschaft ist, unter anderm, ein Ordnen, ein Verein-

fachen, ein Verdaulichmachen des Unverdaulichen für den Geist«. Angesichts der unendlichen Vielheit des geschichtlichen Lebens sehen wir uns zur Entscheidung, zur Wahl gezwungen, und so greifen wir gewisse Momente heraus. Dadurch löst sich die — nicht erfassbare — Kontinuität des Geschehens in eine Diskontinuität auf, die dann der Forscher zur neuen Kontinuität verwandeln muss (vgl. hierüber besonders Teesing: »Das Problem der Perioden in der Literaturgeschichte« (S. 48 ff.). Dieser Prozess, Heterogenes in Homogenes umzuformen, darf aber auf keinen Fall radikalisiert werden. Wir berühren hier den Existenzbrennpunkt der Geistesgeschichte. Gegenüber der sinnreichen *ars combinatoria* und dem überheblichen Konstruktivismus mancher Geistesgeschichtler kommt es heute zuvörderst darauf an, ohne ins Atomistische zu verfallen, die Polyphonie des geistigen Geschehens zu erkennen und sie ohne jedes Haften an einer schablonenhaften Begrifflichkeit in lebensnaher, differenzierender Gestaltung zur Darstellung zu bringen.

Die Möglichkeiten geistesgeschichtlicher Deutung der deutschen Literatur sind bei weitem noch nicht erschöpft. Es gibt Zeitspannen, die geistesgeschichtlich so wenig gedeutet sind, dass das Zusammensehen noch in den ersten Anfängen steckt. Andererseits gibt es Perioden, deren geistiges Bild sich in unserem Bewusstsein so gestaltet, wie es die überragende Leistung eines führenden Synthetikers geformt hat. Hier droht die Gefahr der Erstarrung und Verknöcherung.

So wird z. B. der Sturm und Drang unter dem Eindruck der Darstellung Korffs meistens als die erste Stufe der irrationalistischen weltanschaulichen Bewegung der »Goethezeit« oder — wie sich die nationalsozialistischen Literarhistoriker mit Vorliebe ausdrückten — »Der Deutschen Bewegung« gewertet. Eine Verabsolutierung dieses Aspektes bedeutet unbedingt eine empfindliche Verarmung. Die lebensnahe, unspekulative, an geistigen Widersprüchen überreiche Sturm-und-Drang-Bewegung ist keineswegs durch und durch irrationalistisch eingestellt. Hinter den oft sehr forcierten Geniegebärden werden auf Schritt und Tritt rationales Denken und Gestalten sichtbar, denn auch die Stürmer und Dränger verwalten das Erbe der Väter. Um in die Wesenstiefen der Sturm-und-Drang-Bewegung hineinloten zu können, muss man aber erst die elementare Frage stellen, was denn überhaupt unter dem Begriff des Sturms und Drangs zu verstehen ist; denn es lässt sich hier ein sehr starkes, durch keine heuristischen Synthesebemühungen erklärbares Schwanken beobachten. Bald dehnt sich der Begriff so weit aus, dass er sich mit der »Vorrömantik« berührt, um einen Terminus der allgemeinen europäischen Literaturgeschichte zu verwenden. Bald findet eine Konzentrierung auf den jungen Goethe und den dramatisch eingestellten südwestdeutschen Kreis statt, wobei jedoch wegen des jungen Schiller eine schwäbische Nachblüte anerkannt wird. Im Zuge eines differenzierteren Erfassens der

epochalen Einheiten wäre die letztere, engere Begriffsbestimmung, und zwar mit einer Akzentuierung der Eigenart der schwäbischen Spätblüte zu empfehlen.

Fragwürdig ist nicht zuletzt die Verklammung des Göttinger-Hain-Kreises mit dem Sturm und Drang im engen Sinne. Schon die Tatsache, dass die Göttinger-Hain-Dichtung im Gegensatz zur Sturm-und-Drang-Kunst in der rein bürgerlich eingestellten germanischen Peripherie mit offensichtlicher Freude rezipiert wurde — so in Holland und Dänemark — zeugt davon, dass hier entscheidende Unterschiede vorliegen. Eine mehr das Soziologische betonende Forschung würde die Göttinger-Hain-Bewegung näher an die Bürgerlichkeit der Gellert- und der Gottschedzeit heranrücken und ferner ihre brave biederländische Deutschheit in Beziehung zu der antihöfischen Strömung der Barockzeit setzen. Was die andere Zeitrichtung betrifft, so ist die enge Verbindung mit der bürgerlichen Lyrik der Goethezeit (Matthisson, Salis-Seewis u. a.) augenfällig, und so mündet diese Strömung in den Biedermeier ein; dieser Zusammenhang ist in Österreich ganz besonders unmittelbar.

Wenn sich die Forscher etwas mehr für solche Längsschnitte interessierten, käme eine Bedrohung der Metaphysik der organismushaft verdinglichten Epocheneinheiten nicht mehr in Frage. Die weitgehende Vernachlässigung der soziologisch bedingten Faktoren hat die Hauptschuld an den viel zu scharfen, oft alle Kontinuität aufhebenden Zäsuren auf dem Gebiete des deutschen Geisteslebens der letzten Jahrhunderte. Auch das sich durch einen synchronischen Schnitt offenbarende Schichtengefüge ist wesentlich auf soziologische Ursachen und Triebkräfte zurückzuführen. Auf diesem Gebiete sind noch eingehende Forschungen vonnöten, bis das geistige Kräftespiel in seinem vollen Ausmasse erfasst ist. Eine unerlässliche Voraussetzung für die Erkenntnis des geistigen Bildes des 18. Jahrhunderts ist ein volles Verständnis der Gottschedzeit, welches nur auf Grund einer Einsicht in das höfisch-antihöfische Kontrastspiel des Barocks möglich ist. Um vorurteilslos die realen Zusammenhänge zu sehen, kommt es auch hier darauf an, eine das flutende Leben erstarrende Synthese abzuschütteln, nämlich das zwar anerkannte, jedoch durch und durch geschichtsfremde psychogenetische Entwicklungsschema Brüggemanns, das durch seine handfesten Rubrizierungen schon viel Unheil gestiftet hat. Verkannt wird da nicht zuletzt der Kampf des jungen Gottsched gegen das Höfische, sein Ringen um eine bürgerliche Lebenswelt. Allerdings sind auf diesem Gebiete reine Linien und glatte Lösungen nicht zu erwarten. In dem Prozess des sozial bedingten Anziehens und Abstossens sind ambivalente Verhältnisse an der Tagesordnung, und so ist etwa das Rokoko nicht allein als eine Weiterführung der höfisch-barocken Einstellung zu verstehen, obgleich

die bürgerlich-höfische Gegensätzlichkeit noch weit ins 18. Jahrhundert hinein das geistesgeschichtliche Bild massgebend bestimmt.

Was das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts und das erste des 19. Jahrhunderts betrifft, so haftet das durch Forschung und Unterricht verbreitete Bild der goethezeitlichen Entwicklungsstufen so sehr in unserem Bewusstsein, dass wir nur zu leicht die grundlegende Zeitkomponente des bürgerlich-überbürgerlichen Kontrastspieles ignorieren oder jedenfalls negligieren. Von einer Breiten- und Tiefenwirkung der von ganz wenigen Vertretern getragenen deutschen Klassik kann keine Rede sein. Die geistige Atmosphäre der meisten deutschen Länder und Provinzen stand ganz unter der Einwirkung bürgerlichen Lebensgefühls. Wer sich auf Grund unvoreingenommenen Gegenstandssehens um eine *vue d'ensemble* der Goethezeit mit ihren in- und übereinandergelagerten Ganzheiten bemüht, wird erfahren, dass selbst dies von hundert und aberhundert Forschern durchhackerte Gebiet in geistesgeschichtlicher Hinsicht noch lange nicht erschöpft ist. Was das spätere 19. Jahrhundert betrifft, so harren noch zahlreiche geistesgeschichtliche Probleme ihrer Lösung. Beispielsweise sind — um nur eine Fragestellung anzudeuten — Leistung und Wirkung des »Jungen Deutschlands« noch nicht in ihrer ganzen Tragweite erkannt, handelt es sich doch um eine sehr wesentliche Voraussetzung des Modernismus.

Bei einem Versuch, das Verknöcherte und Eingerostete in der geistesgeschichtlichen Synthesebildung zugunsten einer elastischeren, labileren Betrachtungsweise zu überwinden, ist auch das Generationsproblem scharf ins Auge zu fassen. Der Begriff der Generation leistet bei den Bestrebungen, die Vielschichtigkeit eines Zeitalters zu erkennen, wertvolle Hilfsdienste. Immer wieder wird aber aus einem dienstbaren Hilfsbegriff ein dominierender Hauptbegriff. Viele Generationsforscher unterliegen augenscheinlich in dem Grade der Magie der Zahlengrößen, dass ihre Hochstilisierung der geschichtlichen Wirklichkeit nur als Zahlenmystik bezeichnet werden kann. Selbst Julius Petersen, der, wie seine theoretischen Darlegungen lehren, zu dem gemässigten Flügel der Generationsforscher gehört, konstruiert einen Beethoven, Thorvaldsen, Hegel und Hölderlin umfassenden Generationsstil, da sie alle 1770 geboren seien — eine nicht zumindest im Hinblick auf Thorvaldsen kühne Behauptung. Das Generationsdenken der geistesgeschichtlichen Forscher zeigt mit besonderer Deutlichkeit, wie wichtig es ist, dass sich Systematik mit Einfühlung, Begrifflichkeit mit Takt und Aufgeschlossenheit für die Synthese mit dem Fingerspitzengefühl der Analyse paart.

Dem hier befürworteten Prinzip der differenzierenden Auflockerung der starren synthetischen Grenzabsteckungen huldigt auch die neueste ausführliche wissenschaftliche Darstellung der deutschen Literatur, die von H. O. Bürger herausgegebenen »Annalen der deutschen Literatur«

(1951—52). Doch verfährt dieses Werk, wie uns bedünkt, manchmal mit einer solchen Konsequenz, dass man in das reine Chaos zeitlicher Zufälligkeiten blickt, handelt es sich doch im Prinzip um eine Rückkehr zu der ältesten Form geschichtlicher Überlieferungskunst. Verheissungsvoller wirkt die Nachricht, dass eine revidierte Neuauflage des »Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte« vorbereitet werde. Eine solche wird sicherlich imstande sein, einen überzeugenden Eindruck von dem hohen Wert des schon Geleisteten zu vermitteln, denn welche Nationalliteratur verfügte über ein ähnliches, Stoff, Geist und Idee in gleicher Weise berücksichtigendes Nachschlagewerk? Daneben wird sie allein durch ihre Existenz eine eindrucksvolle Veranschaulichung von der Vielfalt des noch zu Leistenden gewähren. Es ist zu hoffen, dass offensichtliche Lücken ausgefüllt werden; in der ersten Auflage ist z. B. ein so wichtiges Stichwort wie »Rokoko« nicht behandelt worden. Da eine Darstellung und Deutung der literarischen Rokokokunst trotz der Leistungen H. Heckels, Friedrich Sengles, Ferdinand Josef Schneiders u. a. noch eingehende kultur-, stil- und gattungsgeschichtliche Studien erfordern, wäre ein solcher lexikalischer Aufsatz natürlich mehr als Anregung denn als Abschluss zu betrachten.

Diese Andeutungen über die Möglichkeiten geistesgeschichtlicher Forschung mögen genügen, um darzutun, dass die Befürchtungen eines leeren Nachspiels nicht objektiv begründet sind. Hinzu kommt, dass es sich in diesen Randbemerkungen zur Forschungslage um die geistesgeschichtlich am intensivsten bearbeiteten Jahrhunderte handelt. Wer sich mit dem Spätmittelalter oder der Lutherzeit beschäftigt, weiss, in welchem Masse man sich da durch wucherndes Gestrüpp erst mühselig Wege bahnen muss. Dass diese Zeitalter schon in ihrer Wesensstruktur durch gewisse auflösende Tendenzen gekennzeichnet werden, macht es durchaus nicht unmöglich, Leitbegriffe und Ordnungssysteme herauszuarbeiten. Was schliesslich die nichtdeutschen Literaturen betrifft, so braucht man kein Wort über die erkenntnisfördernden Möglichkeiten geistesgeschichtlichen Forschens zu verlieren. Dass die ergiebigsten Entfaltungsmöglichkeiten in einer neuen intimen Begegnung der Geistes-, Gattungs- und Stilgeschichte zu suchen sind, soll im Verlauf der Darstellung nachgewiesen werden. Es ist indessen nicht möglich, die Probleme der Geistesgeschichte und der Geschichte überhaupt zu verlassen, ohne zu einem ernsten Einwand Stellung genommen zu haben.

Es handelt sich darum, ob die Geistesgeschichte als ein Epiphänomen der Philosophiegeschichte, als eine denkerisch wenig geschulte, ins Dilettantische übergehende Spätdisziplin aufzufassen ist. Es ist zu fragen, ob es nicht übergenug Forscher gibt, die sozusagen mit dem Nussknacker arbeiten, die Nüsse aufknacken und die Schalen wegwerfen. Allerdings lässt sich nicht in Abrede stellen, dass es eine geistesgeschicht-

liche Forschung gibt, deren Dichtungsbegriff in eine beängstigende Nähe zu der allegorisch-figürlichen Transkription (lebens)philosophischer Formulierungen und Akzentuierungen gerät. Dass in solchen Studien die Dichtung als unersetzbare und unübersetzbare Darstellungskunst zu kurz kommt, unterliegt keinem Zweifel. Zu fragen ist aber, ob auch die Geisteswissenschaft als solche zu kurz kommt.

Die Dichtung ist zwar Wortkunst, aber nicht in der absoluten Bedeutung, dass die Summe der Bilder und Symbole, der Klangreize und Formschönheiten Sinn und Wert bestimmt. Die Dichtung weist über sich hinaus, und in diesem Transzendieren berührt sie Grundtatsachen und Urprobleme des menschlichen Lebens. Und so ist es kein unangemessenes, sondern ein durchaus legitimes Verfahren, die dichterische Seinsbelehrung geisteswissenschaftlich zu erfassen. Angesichts der neuesten deutschen Bemühungen um eine Verabsolutierung der reinen Formanalyse ist zu unterstreichen, dass eine Betrachtung der ästhetisch-philosophischen Kultur des deutschen Idealismus unter diesem Gesichtswinkel eine entschiedene Verengung und Verarmung bedeuten würde. So gibt es z. B. Stil- und Formanalysen der Faustdichtung, die sehr zu begrüßen sind, die aber allein ausserstande sind, die Tiefe und Weite dieses Werkes zu deuten. Die Lebensberechtigung der Ideengeschichte lässt sich nicht in Frage stellen. Diskutierbar sind dagegen ihre Ausdehnung und ihre Hoheitsansprüche. Während die deutsche Ideengeschichte, ein Begriff, der unmerklich in »Geistesgeschichte« übergeht, so auch in der Terminologie Ungers, im engsten Anschluss an die dichterischen Formulierungen vor allem der deutschen Literatur arbeitet, gibt es ausserhalb Deutschlands eine Ideengeschichte, deren Horizont viel weiter ist.

Betrachten wir Werke wie »Primitivism and Related Ideas in Antiquity« (1935) und »The Great Chain of Being« (1936) des führenden amerikanischen Ideengeschichtlers Arthur O. Lovejoy, der auch der Herausgeber des »Journal of the History of Ideas« ist, so imponieren uns die monumentalen Zielsetzungen und die grossen internationalen Perspektiven. Ähnliche universale Ideengeschichte vermittelt — um ein skandinavisches Beispiel zu nennen — der Norweger Paulus Svendsen, der im Werke »Gullalderdrøm og utviklingstro. En idéhistorisk undersøkelse« (1940) die Idee des »Dritten Reiches« durch viele Länder und Jahrhunderte verfolgt. Dass eine solche weitausschauende Ideengeschichte der deutschen gegenüber wesentliche Vorzüge hat, ist nicht zu bezweifeln. Ihre Begrenzung liegt in ihren schier unbegrenzten Perspektiven. Nur zu häufig spürt man — so auch in den hier genannten Werken — dass es dem Forscher unmöglich war, mit der ganzen Stoffmasse direkte Fühlung zu bekommen.

Während die nicht-deutsche Ideengeschichte als geisteswissenschaftliche Disziplin sui generis in Erscheinung trat, unterhielt die deutsche

nicht nur sehr enge Beziehungen zu der Literaturgeschichte, sondern drohte sogar öfters, diese zu verdrängen, eine Entwicklung, die keineswegs den Absichten Rudolf Ungers entsprach. Das Fragwürdigste bei dieser Anlehnung der Ideengeschichte an die Literatur ist darin zu sehen, dass das bewegliche Völkchen der Dichter, auf das kein Verlass ist, eine *denkerische* Autorität erlangt, die ihm gar nicht zukommt. Nur zu oft sind ihre flüchtigen, stimmungsbetonten Worte auf eine philosophische Goldwage gelegt worden. Da Unger, der grosse Anreger, für die Auswüchse der intellektualisierenden Kunstbetrachtung verantwortlich gemacht wird, ist es angebracht, folgende Stelle aus seiner Abhandlung »Literaturgeschichte als Problemgeschichte« zu zitieren: »Uneinheitlichkeit, Mangel an logischem Zusammenhang und Konsequenz, ja direkte Widersprüche, die im Weltbild des Denkers unerträglich wären, sind in dem des Dichters, auch des intellektuell entwickeltsten, etwas Natürliches und werden, lebt in ihnen nur die entsprechende Kraft des Erlebnisses und der Gestaltung, willig hingenommen. Die Sisyphusarbeit des irrehenden Bemühens ganzer Geschlechter von Forschern, der »Commedia« Dantes, dem »Hamlet«, dem »Faust« einen einheitlich in Begriffen aussprechbaren Sinn abzuringen, ist für diesen Sachverhalt typisch« (»Gesammelte Studien«, Bd. I, S. 166). In der Praxis hat freilich selbst Unger nicht immer die nötige Vorsicht an den Tag gelegt.

Abschliessend und zusammenfassend ist folgendes hervorzuheben: Die Versuche einer sich über die Literaturgeschichte erhebenden Literaturwissenschaft, das zeitlich und räumlich Gebundene ins Ewig-Gültige zu verwandeln, bedeuten unter allen Umständen eine ernste Gefahr, ganz besonders aber angesichts der spezifisch deutschen Forschungslage und im Hinblick auf die deutschen Abstraktionsfähigkeiten. Es ist unsere Pflicht, in die Geschichte einzutauchen und uns alle positiven Errungenschaften der Geistesgeschichte — und derer gibt es sicherlich viele — nutzbar zu machen. Die Ideengeschichte (als autonomer Wissensbereich) lässt sich durch kritische Einwände literaturwissenschaftlicher Art nicht anfechten. Das Verflochtensein literaturwissenschaftlicher Fragestellungen mit den Problemen einer ideenbeseelten Geistesgeschichte hat manchmal fragwürdige Resultate gezeitigt. Durch eine energische Hinwendung zu den gattungs- und stilgeschichtlichen Fragen in ihrem beziehungsreichen Verhältnis zur Geistesgeschichte wäre die Gefahr einer Erniedrigung des Wortkunstwerkes zum blossen Dokument zu bannen. — Dass sich der in der Existenz wesende Dichter den gültigen epochalen Lebenshaltungen weitgehend entzieht, bedeutet eine wirkliche Begrenzung der Möglichkeiten geistesgeschichtlichen Sehens. Die vielen Fragen, die dies Problem auslöst, würden den Rahmen dieser Darstellung sprengen, weshalb sich der Verfasser gestattet, auf sein Buch »Adalbert Stifter« (1946) und insbesondere auf dessen Anhang über »Kierkegaard und die

existentielle Literaturwissenschaft« hinzuweisen. Gewisse existentialistische Fragen werden in einem späteren Kapitel, und zwar anlässlich der Heideggerschen Stilexegese zu besprechen sein. Dass wir in dieser wie auch in jener Darstellung durchaus geneigt sind, mehr den Nutzen als den Nachteil der Historie für die Literaturwissenschaft zu betonen, dürfte klar sein. Deshalb ist es nicht ganz zutreffend, wenn Wehrli in seiner Forschungsübersicht »Allgemeine Literaturwissenschaft« nach der Erwähnung der gegen die Geistesgeschichte gerichteten harten Anschuldigungen hinzufügt: »Und es werden nun dieser stolzen deutschen Wissenschaftstradition von existentialistischer (E. Lunding) wie von »philologischer« (E. R. Curtius) Seite aus Steine nachgeworfen« (S. 14).

8. STILGESCHICHTE UND SPRACHGESCHICHTE

»Der mehr der Makroskopie als der Mikroskopie zuneigende Vossler hat das erhabene Verdienst, unser linguistisches Streben vom Erdenstaub, vom Staub der Folianten und Wörterbücher, wieder erhabenen Zielen zugeleitet zu haben« (Litt. blatt. f. germ. und rom. Philologie 1922, Sp. 251). Mit diesem nicht völlig einwandfreien Argument huldigt Leo Spitzer der führenden Gestalt der neuidealistischen Sprachwissenschaft. Ein paar Jahre später äussert sich Spitzer in der Abhandlung »Wortkunst und Sprachwissenschaft« (Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1925) über die Aussichten, zwischen diesen beiden Begriffen eine Ehe zu stiften. Er findet, dass in dieser Hinsicht noch wenig getan sei, und vermutet, dass die Ursache in der seelischen Konstitution des Philologen zu suchen sei. Als ernster Forscher habe dieser für das Spielerische und für die leichten, schwebenden Effekte wortkünstlerischer Gestaltung kein Organ. Dem Durchschnittsphilologen liege — so äussert sich Spitzer ganz unumwunden — »Kunstfremdheit, ja Kunstfeindschaft im Blute«. Wiederum ist er aber imstande, dem grossen Meister, Karl Vossler, als einer Ausnahme zu huldigen.

Jetzt, wo wir die romanistische, neuidealistische Schule schon in geschichtlichem Rückblick betrachten können, ist folgendes hervorzuheben: Es ist zwar das unverwelkliche Verdienst Vosslers, die Kluft zwischen Sprachkunde und Wortkunst überbrückt zu haben; die Versöhnung gelang aber nicht völlig, denn es gab eben zuviel Geist und zuwenig Wörterbuch. Es wäre heute völlig überflüssig nachzuweisen, dass Vossler, Eugen Lerch u. a. in ihrem Kampf gegen den Positivismus zu weit gingen, indem sie nicht nur in seelenlosen physiologischen Vorgängen dem Walten eines geistigen Prinzips nachzuspüren vermeinten, sondern sogar auch diesen Sprachgeist mit dem Volksgeist identifizierten. Besonders repräsentativ für die Zielsetzungen dieses Kreises noch in den dreissiger Jahren ist

Eugen Lerchs Abhandlung »Spanische Sprache und Wesensart« in »Spanienkunde« (1932), in der die Parole immer noch heisst: »Es ist der Geist, der sich die Sprache baut«. Die Grenzüberschreitungen der neu-idealistischen Schule sind aber in prinzipieller Hinsicht ungemein interessant, denn sie schärfen unseren Blick für das innerste Wesen sprachlicher Vorgänge.

- Die Sprache ist eine Bürgerin in beiden Reichen, dem Reich der Freiheit und dem der Notwendigkeit. Hier begegnen sich Natur- und Kulturwissenschaften. Die Verflechtung ist jedoch eine solche, dass eine saubere Trennung nicht im Bereich des Möglichen liegt. Wir wissen, dass die Lautlehre naturwissenschaftlicher Gesetzmässigkeit stärker verpflichtet ist als die Syntax, wir wissen aber auch, dass diese nicht mit Spitzer als »gefrorene Stilistik« aufzufassen ist. Im Zusammenhang mit dieser Antinomie steht das polare Aspektverhältnis Sprache-Stil, das ebenso unergründlich ist. Stil setzt Freiheit voraus, deshalb hat die Natur keinen Stil. Diese Freiheit liegt in Erweiterung der sprachlichen Freiheit. Auf der Stufenleiter des Usuellen und Okkasionellen, des Individuellen und Originellen liegt Sprachgestaltung wie Stilschöpfung. Wer hier, wie etwa Charles Bally, mit groben Kategorien des Entscheidens und des Unterscheidens heranrückt, muss scheitern. Auch die intellektualistischste, gefühlsfernste Sprache, wie beispielsweise die von dem Logiker Carnap vorgeschlagene physikalische Universalsprache, die, nur Grössenverhältnisse ausdrückend, keine Vibrationsmöglichkeiten besitzt, hat Stil. In bestimmten Strukturzusammenhängen könnte ein solcher Stil sogar sehr ausdrucksvoll wirken. In unserem Ringen mit geschichtlich überlieferten Texten stehen wir immer wieder vor der nicht zu bewältigenden Schwierigkeit der Entscheidung, ob etwa ein Neologismus oder ein sonst nicht belegtes Kompositum stärker stilistisch instrumentiert und akzentuiert seien oder ob sie schon das Alltagskleid der Sprache tragen. Manchmal kommt es angesichts älterer Texte auch vor, dass selbst umfassendste Studien nicht ausreichen, um darüber zu urteilen, ob eine Metapher schon vergilbt oder noch frühlingshaft frisch und duftend sei.

Bei genügender Einsicht in die Komplexität des Verhältnisses zwischen Sprache und Stil, wird es evident, dass die Versuche auf definitorischem Wege, den Terminus »Stil« zu umschreiben, zu keinem befriedigenden Resultat führen können. Statt daher zu fragen, was »Stil« sei, verweisen wir hier auf das Werk des Südafrikaners F. J. Snijmans »Literère styl met die oog op stylondersoek« (1945), die ausführlichste, moderne Darstellung der internationalen Stilforschung und der allgemeinen Stilprobleme. Im ersten Kapitel dieses Buches behandelt Snijman ausser der Geschichte des Begriffes »Stil« die vielen Verästelungen und Besonderungen dieses Terminus im heutigen Niederländischen. Im neunten Kapitel (S. 92ff.) setzt er sich ferner mit einer Reihe naturgemäss sehr

abstrakter definitorischer Bestimmungen auseinander. Hingewiesen sei ausserdem auf Pierre Naert »Stilen i Vilhelm Ekelunds Essayer och Aforismer« (1949), der (S. 15 ff.) eine bunte, internationale Blumenlese stildefinitorischer Bemühungen gibt. Die Hauptsache bei der Begegnung mit den sprachlich-stilistischen Problemen sind Verständnis und Aufgeschlossenheit für das polare Kräftespiel der »denotations« und »connotations«, denn — wie Emil Winkler in seiner »Grundlegung der Stilistik« (1929, S. 89) bemerkt — »erst auf dem Resonanzboden der Begriffe beginnen die Laute zu singen und zu klingen«. Nachdem der Ruf nach intensiver Erforschung des Kunstwerkes als eines Wortkunstwerkes erklungen ist, wird das Einzelwort als Sinn- und Stimmungsträger in allen seinen bedeutungsmässigen Abstufungen und Abschattungen und mit seinen Möglichkeiten evokativen Symbolisierens eine viel grössere Beachtung beanspruchen. Hier sind nicht nur die Wörterbücher — die uns oft genug im Stiche lassen — zu Rate zu ziehen, auch die Dichter müssen befragt werden, da sie oft Entscheidendes über die lexikalisch nicht registrierbaren »connotations« zu sagen haben; so nimmt beispielsweise schon Hebbel wahr, wie ein Wort plötzlich einen geheimen Sinn hervorkehrt, der den gewöhnlichen paralysiert. Neben den zahllosen Interpretationsfragen wird eine neue Wortforschung eine wahre Fülle von Problemen aufwirbeln; so ist z. B. stets zu fragen, inwiefern Wortwandel als Kulturwandel und Seelenwandel zu betrachten sei. Was die europäischen Hauptsprachen betrifft, so sind die sprachlichen Bestände der letzten Jahrhunderte in sehr verschiedenem Ausmasse erforscht. Im Vergleich zu der intensiven Bearbeitung des Neuenglischen und des Neufranzösischen könnte das geringe Interesse für das Neuhochdeutsche überraschen; die Erklärung findet sich aber in der überragenden Stellung der deutschen Literatur- und Geisteswissenschaft. In letzter Zeit wird es jedoch immer spürbarer, dass sich Neues anbahnt. Betrachten wir die deutsche Lage und ihre geschichtlichen Voraussetzungen.

Während die Überwindung des literaturwissenschaftlichen Positivismus ein revolutionierendes Ereignis wurde, erwies es sich — schon aus Gründen der Wesensstruktur der Sprache — unmöglich, die positivistischen sprachwissenschaftlichen Positionen über den Haufen zu rennen. Was ein typischer Philologe der alten Schule wie Wilhelm Braune in einem langen, stillen, nüchternfleissigen Gelehrtenleben geleistet hat — erinnert sei hier etwa an die Klassifizierung und Rubrizierung der verwirrenden Fülle althochdeutscher Sprachformen — hat noch heute, jedenfalls zu einem sehr grossen Teile, wissenschaftliche Gültigkeit. Sobald sich aber die junggrammatischen Forscher auf Probleme einlassen, die literarisch oder geistig-kulturell mitbedingt sind, reichen ihre Sorgfalt und ihre Sachlichkeit nicht aus. Und so versagt selbst der geniale Sprachforscher Hermann Paul in dem 3. Bande seiner »Deutschen Grammatik« (I—II, 1919—1920), insofern er bei weitgehender Vernachlässigung der Stilformen und Stilgattungen in einem rein isolierenden Verfahren eine riesige Materialfülle zur Syntax sammelt und ordnet. Wie wenig es ihm auf den jewei-

ligen Ort der Herkunft ankommt, ist besonders evident, wenn er Baggesen und Öhlenschläger heranzieht, die freilich bei ihrer ungenügenden Beherrschung der deutschen Sprache als eine gute Quelle für Anomalia zu betrachten sind.

In den zwanziger Jahren machen sich Versuche geltend, die Theorien der idealistischen Schule für die Germanistik auszuwerten. Die ältere Generation der Sprachforscher setzt sich aber kräftig zur Wehr; so wendet sich die Abhandlung Otto Behaghels, »Ideenwandel in Sprache und Literatur des deutschen Mittelalters« (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1925) mit grosser Schärfe gegen Wolfgang Stammers Antrittsvorlesung »Ideenwandel in Sprache und Literatur des deutschen Mittelalters« (DVLG., 1924). Neue Strömungen stören aber fortwährend den ruhigen Gang der Arbeit. Deshalb leitet Behaghel die fünfte — verbesserte und erweiterte — Auflage seiner »Geschichte der deutschen Sprache« (1928) mit dem Stosseufzer ein, dass wir »in einer Zeit der stärksten Abkehr von dem, was noch vor kurzem für heilig galt« leben. Aufs heftigste protestiert er gegen den Aberglauben, dass Sprachgeschichte Bildungsgeschichte oder, »wie das jüngere Geschlecht lieber sagt«, Geistesgeschichte sei. Um in aller Kürze etwas über Behaghels eigene Leistung, was die Darstellung der deutschen Sprachgeschichte der letzten Jahrhunderte betrifft, anzudeuten, sei hervorgehoben, dass sie sich vor allem durch Kürze auszeichnet. Das wenige, das mitgeteilt wird, ist aber nicht immer zutreffend. Ganz besonders überrascht es, bei einem der namhaftesten deutschen Sprachforscher folgendes zu lesen: »Bei Stifter verraten höchstens *heroben, hinum* den Österreicher« (S. 93). So lehnt Behaghel nicht nur jede engere Beziehung zur Stil- und Geistesgeschichte ab, sondern ist auf diesen Gebieten nicht einmal imstande, das für höhere Zielsetzungen nötige sprachliche Fundament zu liefern.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Darstellung, im einzelnen zu schildern, wie sich auch in der Germanistik Sprach-, Stil- und Geistesgeschichte allmählich finden. Erwähnt seien hier nur die wichtigsten anregenden Momente, der Ausbau der Mundartforschung, Frings' Forschungen über Sprachbewegungen in Kulturlandschaften, Triers Wortfeldlehre und nicht zuletzt die ganze Wiederaufnahme des Herder-Humboldtschen Sprachdenkens, der *energeia*-Auffassung der Sprache. Freilich wird es noch lange nicht möglich sein, die Sprachgeschichte zu schreiben, welche die unerlässliche Unterlage für eine eingehende deutsche Stilgeschichte zu bilden vermöchte. Besonders auf dem Gebiet der Syntax müssen erst noch gründliche Einzelstudien gemacht werden. Wesentliche Fortschritte sind in der kultur- und geistesgeschichtlich eingestellten Wortforschung zu verzeichnen. Das Trübnersche Wörterbuch, das leider auch wenig sympathischen Interessen huldigt, enthält in dieser Hinsicht fruchtbare Ansätze, lässt es aber nur zu oft an genügender Gründlichkeit und Zuverlässigkeit fehlen. Das als Festschrift für Alfred Götze erschienene dreibändige Werk »Deutsche Wortgeschichte« (1943, hrg. v. Friedrich Maurer und Fritz Stroh) ist, was die Behandlung der einzelnen neueren Epochen betrifft, von höchst ungleichem Werte. Auf ein paar sehr dürftige Abhandlungen folgt die stoffreiche Darstellung der Sprache der Klassiker und Romantiker durch Friedrich Kainz, eine Abhandlung, die einen guten Einblick in die meistens völlig übersehenen Schwierigkeiten der deutschen Sprache vor und nach dem Jahre 1800 gewährt.

Als eine Fortsetzung dieser steigenden Entwicklungskurve ist es zu betrachten, wenn die nunmehr zu verzeichnenden deutschen Sprachgeschichten die Wortkunde und damit das Kultur- und Geistesleben weit intensiver berücksichtigen als die Werke Hermann Pauls und Otto Behaghels. Die 1946 erschie-

nene »Geschichte der deutschen und der englischen Sprache« von Wolfgang Jungandreas lässt es freilich noch bei den ziemlich mechanischen Wortkatalogen bewenden. Bedeutend tiefer in das Wesen und die Triebkräfte geistig-sprachlichen Wandels dringt Adolf Bachs »Geschichte der deutschen Sprache« (1938, 4. Auflage 1949), der Verfasser dieses kenntnisreichen Werkes analysiert auch die literarischen Stilschichten, ebenso wie er in den bibliographischen Übersichten literatur- und stilgeschichtliche Arbeiten zitiert, und so sind Sprach- und Literaturforscher schliesslich unter einem Dach vereinigt worden.

Der vorläufige Höhepunkt dieser Entwicklung ist mit der von verschiedenen Verfassern geschriebenen »Deutschen Sprachgeschichte« erreicht, die in »Deutsche Philologie im Aufriss« (1951f. hrg. v. Wolfgang Stammeler) erscheint. Das Zeitalter vom Barock bis zur Gegenwart behandelt August Langen. Da uns vorläufig (mit dem Erscheinen der 6. Lieferung der »Deutschen Philologie im Aufriss«) nur ein Teil dieser Darstellung zugänglich ist, müssen wir auf ein endgültiges Urteil verzichten. Soviel steht aber schon fest: Noch nie sind in einer deutschen Sprachgeschichte die Stilschichten und Gattungskräfte der Literatur so eingehend berücksichtigt worden. Trotzdem regt sich ein leiser Zweifel, ob der Verfasser als Literarhistoriker nicht mehr auf Stil- als auf Sprachgeschichte bedacht sei. Dass Vorstösse in das Grenzgebiet zwischen Sprach- und Stilgeschichte der Forschung eine reiche Ernte versprechen, ist daraus zu schliessen, dass diese sprachwissenschaftlichen Abschnitte unbestreitbar den gewichtigsten Teil des ziemlich bunten, grossen Sammelwerks bilden. Wie viele Aufgaben noch der Lösung harren, zeigt auch ein Vergleich mit nicht-deutschen sprachgeschichtlichen Arbeiten. Vergebens suchen wir in den deutschen sprachgeschichtlichen Veröffentlichungen eine Darstellung, die sich dem bändereichen Werke von Brunot und Bruneau, »Histoire de la langue française des origines à nos jours« (1905 ff.) an die Seite stellen liesse. Keine der deutschen Sprachgeschichten hat in dem Masse wie die neueste, noch unvollendete dänische Sprachgeschichte Peter Skautrups, »Det danske Sprogs Historie« (Bd. I—II, 1944—47), alle Sprachsphären und Stilschichten, die überindividuell stilbedingenden sowie die individuell stilbildenden Kräfte erfasst.

Wenn die obenerwähnten deutschen Sprachgeschichten die sprachliche Entwicklung des 20. Jahrhunderts reichlich summarisch behandeln, so hängt das damit zusammen, dass grundlegende Einzelstudien noch in weitestem Ausmass fehlen. Kein Werk vermag uns darüber Auskunft zu erteilen, was im gehetzten Lebenstempo dieses Jahrhunderts mit seinen Auf- und Niederbrüchen an Neologismen aufgetaucht und manchmal wieder verschwunden ist. In keinem Zeitalter der deutschen Sprachgeschichte ist in dem Grade wie in dem völkisch eingestellten von oben versucht worden, die Sprachentwicklung in bestimmte Bahnen hineinzulenken. Das von George Orwell in seinem Roman »1984« als Sprachideal eines diktatorischen Regimes aufgestellte »Newspeak« liess sich selbstverständlich nicht verwirklichen. Zu erörtern wäre aber, inwiefern die propagandistisch geleiteten Auf- und Abwertungen der einzelnen Wörter die Denk- und Vorstellungswelt beeinflussen. Zu fragen wäre ferner nach der durch die Vulgarisierung der Sprache ausgelösten Verschiebung der Stilschichten. Schliesslich wären die Reaktionsbewegungen zu untersuchen ebenso

wie das Problem, inwiefern in der Sprache der letzten Jahre Tönungen und Stimmungen der in der Nazizeit bevorzugten Wörter noch nachschwingen. Victor Klemperers Darstellung »LTI., Notizbuch eines Philologen« (1947), in der sich hinter einem gemütlich plaudernden Ton Unheimliches verbirgt, vermag zu diesen Problemen nur einzelne Beiträge zu geben. Noch viel weniger genügt die Schilderung Walther Lindens in der Abhandlung »Aufstieg des Volkes (1885—1941)«, (»Deutsche Wortgeschichte«, Bd. 2). Als Gläubiger vermag er nur das Material auszubreiten.

Uralt und ewig sind die Klagen über den Verfall der Sprache, dennoch fühlen wir uns zu der Behauptung versucht, dass die deutsche Sprache der letzten Jahre nicht den Eindruck einer straffen Reorganisation, sondern eher den der Verwilderung und der Erstarrung vermittelt. Es ist gesagt worden, dass sich in Deutschland die Stilentwicklung als schöpferischer Akt in jedem Einzelmenschen neu vollziehe. Diese individualistische, antidogmatische Strömung findet aber offensichtlich ein kräftiges Gegengewicht in einer antiindividualistischen Tendenz, die sich u. a. in der Vorliebe für Mode- und Abklatschwörter bekundet. Während sich in gewissen, dem praktischen Leben zugewandten Sprachsphären eine kräftige Amerikanisierung bemerkbar macht, steht der Sprachbereich des geistigen Denkens, und zwar bis in die Wortbildungslehre hinein, unter dem überwältigenden Eindruck der Heideggerschen Fachterminologie. Schon der Rechenschaftsbericht über die Stifterforschung vermittelte mehrere Beispiele dieser kuriosen und virtuoson Art des Sagens und des Mitteilens. Die Wirkungen auf den Denkstil geisteswissenschaftlichen Forschens sind evident.

Uns steht es nur zu, Richtungen und Bewegungen festzustellen. Die Aufgabe, zürnend, lockend und beschwörend einzugreifen, kommt den dogmatischen Stillehrbüchern zu. Der — weniger grob-fanatische und pedantische — Nachfahr der Wustmann und Engels heisst Ludwig Reiners, dessen »Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa« (1943) 1950 in dritter Auflage erschien. Auch Reiners zieht gegen die der deutschen Sprache drohende Gefahr »in einem allgemeinen Brei verschwommener Begriffe zu verschlammen« vom Leder, denn »eine papierene und verwaschene Schablonsprache gefährdet die Entschiedenheit des Charakters« (S. 11). Die sprachlichen Unarten, die E. Engels den damaligen Literarhistorikern — er hatte es vor allem auf Erich Schmidt abgesehen — ankreidete, sind freilich Harmlosigkeiten im Vergleich zu der Diktion der jüngsten deutschen Literaturforschung, dennoch ist Reiners veröhnlicher, da seine Haltung weitgehend durch Humor bestimmt ist.

Unter den dogmatisch eingestellten Stillehrbüchern gibt es auch solche, die nicht nur in den tropisch wuchernden Wildnissen der modernsten deutschen Sprache aufräumen möchten, sondern auch den

Ehrgeiz haben, gute Schriftsteller auszubilden. Diesen Zweck verfolgt Broder Christiansen in seinem Buch »Eine Prosaschule« (1949). Um das Ziel zu erreichen, stellt er u. a. zwei Listen auf (S. 112 ff.), und zwar eine Verrufsliste und eine Vorzugsliste, letztere muss insbesondere als eine Anleitung betrachtet werden, Nietzsche und Liliencron zu plagiiieren.

Solche und ähnliche Erscheinungen haben wohl dazu beigetragen, dass sich die zünftigen Germanisten nicht herablassen, sich mit den sprachlichen Problemen des 20. Jahrhunderts abzugeben — auch Reiners verrät bisweilen unzureichende sprachwissenschaftliche Schulung. Es ist für die Lage symptomatisch, dass eine der augenfälligsten Erscheinungen der deutschen Sprache, die regionalen Verschiedenheiten innerhalb der (mündlichen) Gemeinsprache, erst 1918 einen Darsteller fand, und zwar keinen Germanisten, sondern einen Gräzisten, Paul Kretschmer, den Verfasser der »Wortgeographie der deutschen Sprache«. Auch ein späteres, sehr wichtiges und für die Wortfeldforschung grundlegendes Nachschlagewerk über die moderne deutsche Sprache »Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen« (1934) hat einen Gräzisten, Franz Dornseiff, zum Verfasser. Wesentlichere Versuche, von stilwissenschaftlicher Seite den Sprach-Stil-Problemen des 20. Jahrhunderts auf den Leib zu rücken, sind in den letzten Jahren nicht zu verzeichnen, denn die Groninger Dissertation Emmy Kerkhoffs, »Ausdrucksmöglichkeiten neuhochdeutschen Prosastils« (1949), eine in methodischer und bibliographischer Hinsicht an sich nützliche Arbeit, entspricht nicht ihrem Haupttitel, handelt es sich doch, wie der Untertitel andeutet, um eine stilistische Analyse der »Weissköpfe« Friedrich Grieses.

Auch die nicht-deutschen Forscher, denen selbst die heutige Sprache ein unerschöpfliches Problem ist, haben auf diesem Gebiete nichts Aufsehenerregendes geleistet. Sogar die besten, von nicht-deutscher Seite verfassten grammatischen Hand- und Lehrbücher huldigen in dem Grad einem traditionalistisch-konservativen Standpunkt, dass die rapide Entwicklung der deutschen Sprache der letzten Jahrzehnte an ihnen nicht ablesbar ist. In solchen Werken ist — in der Form- wie auch in der Fügungslehre — ständig ein spezifischer Stilton spürbar, der Stilton der feinen Patina, die Stimmung des leise Altertümelnden. Diese Sprachbewegungen und ihre tiefgreifenden stilistischen Konsequenzen sind aber noch keineswegs im einzelnen aufgespürt und protokolliert worden. Bei einer Erfassung der sprachlichen Entwicklungsprozesse seit der Jahrhundertwende könnten die sprach- und stildogmatischen Werke, wenn sie im Lichte relativierender Betrachtung gesehen würden, gute Dienste leisten. Wer etwa Wustmanns Kapitel über »Neue Wörter« und »Modewörter« nachliest, erkennt, wie viele wertvolle Winke im Hinblick auf Sprachnuancen und Stiltönungen diese »Sprachdummheiten« dem auf das Werden und Wachsen der Sprache eingestellten Forscher vermitteln;

denn wer würde beispielsweise Texten von der Jahrhundertwende gegenüber Wörtern wie »selbstlos« oder »abstürzen« irgendeine besondere Stilfarbe zuerkennen? Auch die Schriften der älteren Sprachmeister wie etwa die Adelungs sind noch nicht in vollem Ausmasse für die Sprachstilgeschichte nutzbar gemacht worden.

Was das 19. Jahrhundert betrifft, so fehlt es auch hier noch sowohl an grundlegenden Bestandaufnahmen der einzelnen Dichtersprachen als auch an grossen, Sprachstilstrukturen durchleuchtenden Darstellungen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gewann die deutschsprachige Peripherie eine viel grössere Bedeutung im dichterischen Gesamtgeschehen als vorher, und es gab manche, die sich wie Grillparzer »den Henker um die Sprache der Leipziger Magister kümmerten«. Der sprachliche Regionalismus wurde durch die Hinwendung zum direkten Erfassen der Wirklichkeit gestärkt. Es gibt zwar eine ganze Reihe von Untersuchungen über die sprachlichen Errungenschaften der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Arbeiten, die zweifellos manches Aufschlussreiche über die Einzeldichterstile bringen, die aber in den meisten Fällen einer genauen sprachlichen Nachprüfung nicht standhalten. Symptomatisch sind in dieser Hinsicht — um zwei Beispiele herauszugreifen — die beiden Fontane-Arbeiten: Erich Wenger, »Theodor Fontane. Sprache und Stil in seinen modernen Romanen« (Diss. Greifswald, 1913) und Joachim Krause, »Fontane und der Dialekt« (Diss. Greifswald, 1932). Selbst eine sprachstilistisch so hochinteressante Erscheinung wie Heinrich von Kleists Wortkunst ist bisher nur ungenügend untersucht worden, sogar die einzige umfassende Behandlung, Georg Minde-Pouets 1897 erschienenes Werk, »Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil«, befriedigt im Sprachlichen nicht völlig die heutigen Ansprüche. Was das Stilistische betrifft, so ist naturgemäss ein weitgehendes Versagen festzustellen, da sich das Verfahren seither grundsätzlich geändert hat. Eine neue Gesamtbehandlung wäre sehr zu wünschen.

Auf dem Gebiete der Romantik, diesem Tummelplatz des substanzverflüchtigen Analogiedenkens und der poetischen Begriffsverflüchtigung, wären sprachstilistische und semasiologische Untersuchungen ganz besonders notwendig. Während — um auch hier nur ganz wenige, die Lage erhellende Beispiele herauszugreifen — Frederik Ingerslevs Arbeit über das zentrale Problem »Genie und sinnverwandte Ausdrücke in den Schriften und Briefen Friedrich Schlegels« (1927) den Ansprüchen moderner Forschung nicht völlig genügt, weil der Verfasser mit der deutschen geistesgeschichtlichen Forschung zu wenig vertraut ist, muss die Abhandlung Werner Kohlschmidts über den »Wortschatz der Innerlichkeit bei Novalis« (Festschrift Paul Kluckhohn und Hermann Schneider, 1948) als meisterhaft und wegweisend für die jüngste sprachstilistische Forschung betrachtet werden. Hier wird von den rein sprachlichen Gegeben-

heiten, von Einzelfragen der Wortbildung — wo die deutschen Wörterbücher versagen, zieht der Verfasser sogar das grosse Kompendium »Ordbog over det danske Sprog« heran — in die Tiefe der religiösen und sonstiger geistesgeschichtlicher Probleme vorgestossen, und zwar mit Ausblicken auf Kierkegaard und Rilke.

Während die Vosslerschule fortwährend in den Fehler verfiel, ihre geistesgeschichtlichen Schlussfolgerungen auf Erscheinungen des eigenständigen Sprachkörpers zu gründen, wird hier eine Sprachschicht erspürt, welche die Gefahr solcher Trugschlüsse ausschliesst. Eine systematische Aufarbeitung aller sprachlichen Errungenschaften im Bereich der Innerlichkeit von den ältesten Zeiten bis heute würde für die Geschichte der deutschen Seele und des deutschen Geistes einen ausserordentlich reichen und sachlich-zuverlässigen Gewinn bedeuten. Wesentliche Stützpunkte sind bereits vorhanden. Vor allem auf dem Gebiete der Mystik haben schon in den zwanziger Jahren Sprachgeschichte und Geistesgeschichte in sehr ergiebiger Weise Hand in Hand gearbeitet. So folgte auf O. Zirkers materialreiche Untersuchung »Die Bereicherung des deutschen Wortschatzes durch die spätmittelalterliche Mystik« (1923) drei Jahre später Grete Lüers' ausgezeichnete Arbeit »Die Sprache der deutschen Mystik des Mittelalters im Werke der Mechthild von Magdeburg«, in der die mystische Metaphorik auf Wesen und Voraussetzungen hin gründlich und tiefeschürfend analysiert wird. Das Problem der sprachlich formulierbaren Denk- und Fühlmöglichkeiten der Innerlichkeit steht naturgemäss in engstem Zusammenhang mit dem religiösen Vokabular, das jetzt Friso Melzer in seinem Werk »Der christliche Wortschatz der deutschen Sprache« (1951) lexikalisch behandelt hat. Es dürfte jedoch möglich sein, etwas tiefer als Melzer in die Wort-Geist-Relationen einzudringen. Die Erkenntnis der Entwicklungsstufen im Bezug auf die Sagbarkeit menschlichen Innenlebens ist ein so zentrales Problem, dass eine enge Zusammenarbeit auf den verschiedenen sprach- und literaturwissenschaftlichen Gebieten unbedingt erforderlich wäre. So ist beispielsweise Bruno Snells Buch »Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen« (1946, 2. Aufl. 1948) für die ganze Fragestellung von grundlegender Bedeutung. Festgestellt wird in dieser Darstellung u. a., wie dürftig der Wortschatz des Geistig-Seelischen und Abstrakten bei Homer noch ist.

Während die sprachstilistische Erforschung der deutschen Romantik noch in den Anfängen steckt, fliessen die Quellen im Bereich der Goetheforschung reichlicher; bedenkt man aber, zu welchem Umfang die biographische und die geistesgeschichtliche Goetheliteratur angewachsen sind, muss allerdings zugegeben werden, dass sich die sprachstilistische Disziplin ganz im Hintertreffen befindet. Obgleich schon am Anfang dieses Jahrhunderts mit Ewald A. Bouckes Werk »Wort und Bedeutung in

Goethes Sprache« (1901), das einen sehr feinen Sinn für Goethes Individualvokabular verrät, eine tüchtige Leistung vorliegt, und obgleich später namhafte Forscher wie Burdach und A. Hübner auf diesem Gebiete gearbeitet haben, ist die Lage jedoch noch heute eine solche, dass wir selbst angesichts der bekannten Gedichte Goethes vor ungelösten philologischen Schwierigkeiten stehen. Für den Nicht-Deutschen, der sich diese Gedichte erst übersetzen muss, ist die Gefahr, über die zahlreichen Schwierigkeiten hinwegzulesen, geringer als für den Deutschen. Es stellt sich ständig heraus, dass ein echtes Verständnis erst möglich ist, wenn nicht nur die spezifisch Goethesche Prägnanz manches Wortes erfasst worden, sondern auch die Erkenntnis gewonnen ist, dass noch in vielen Wörtern Goethes ältere, jetzt verlorengegangene Bedeutungsnuancen mitschwingen. In manchen Fällen ist aber die Entscheidung sehr schwierig, da das unentbehrliche Hilfsmittel eines umfassenden Goethewörterbuches noch fehlt — über das Werk Paul Fischers »Goethe-Wortschatz« (1929) darf man wohl mit Stillschweigen hinweggehen. Ein den forschnerlichen Ansprüchen genügendes Nachschlagewerk ist sicherlich nur als Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit möglich. Eine solche ist neuerdings eingeleitet worden.

Ein volles Erfassen der Goetheschen Wortkunst setzt philologisch zuverlässige Texte voraus. Dass in dieser Hinsicht die Leistungen der Goetheforschung des 19. Jahrhunderts nicht durchaus einwandfrei waren, ist neuerdings offenkundig geworden. Bekanntlich genügt ein Komma, um den syntaktischen, und ein tonloses e, um den rhythmischen Zusammenhang völlig zu ändern. Als Beispiel einer Forschung, die solchen mikrologischen, aber keineswegs irrelevanten Problemen nachgeht, sei hier Otto Heinrich Olziens sprachstilistische Untersuchung »Der Satzbau in »Wilhelm Meisters Lehrjahren«« (1933) erwähnt. Während in dieser Arbeit die Verbindung der unbedingt erforderlichen Akribie mit der Mikrologie noch fehlt, ist die Studie Hans Georg Heuns »Der Satzbau in der Prosa des jungen Goethe« (1930) als ausserordentlich zuverlässige und tüchtige Leistung hervorzuheben. Wenn Heun feststellt, dass im »Werther« die Wertherperiode $6\frac{1}{2}\%$ des gesamten Romans umfasst, so bedeutet eine solche statistische Erhebung nicht, dass sich — wie es anderswo nur zu häufig der Fall ist — die Stilistik in Statistik aufgelöst hat, da die vielen genauen Einzelbeobachtungen den höheren Sinnzusammenhängen eingeschmolzen werden. Wie wertvolle Erkenntnisse in der sprachlichen Werkstatt gewonnen werden können, veranschaulicht Hans Keipers eingehende, sorgfältige Untersuchung über »Die Wandlung Goethescher Gedichte zum klassischen Stil. Die Umarbeitungen für die Gesamtausgabe 1789« (1933). Wir stehen hier dem idealen Fall gegenüber, wo in einem stilistischen Mikrokosmos ein geistesgeschichtlicher Makrokos-

mos sichtbar wird, ist doch an den vielen kleinen kaum merkbaren Änderungen die epochale Stilkurve Sturm und Drang — Klassik ablesbar.

Solche »von unten« arbeitenden Sprachstilanalysen könnten auch der anderen Epochen gewidmeten Formforschung ein sicheres Fundament verleihen. Nötig wäre das nicht zuletzt für die formkunstbewussteste Epoche, den Barock. Selbst die neueste und ausführlichste sprach- und stilgeschichtliche Behandlung des 17. Jahrhunderts, die Darstellung August Langens, ist in der Stoffverteilung und Gewichtsverlagerung offensichtlich von dem Vorhandensein von Spezialabhandlungen sehr abhängig. Wer hier in strenger Systematik vorgehen möchte, müsste untersuchen, wieweit der Prozess der Ding- und Substanzverflüchtigung in den verschiedenen Gattungen und Stilarten gediehen ist. Die vorhandenen gattungsmässigen Divergenzen sind selbstverständlich für die Distinktion zwischen Sprach- und Stilerscheinung aufschlussreich. Die Auswirkungen der Begriffsauflösung sind vor allem folgende: Kopulierung der verschiedenartigsten Nomina, wodurch dem Hendiadyoin reiche Entfaltungsmöglichkeiten gewährt werden. Ferner Substituierung der Abstrakta durch Dingbezeichnungen, die allerdings nur als scheinbare Konkretisierungen aufzufassen sind, da sie eben unter dem Eindruck der allgemeinen Dingverflüchtigung stehen und deshalb durchaus nicht als Sachen »gesehen« werden. Dieser Abstraktionsvorgang bildet einen besonders günstigen Nährboden für das spezifisch barocke stichomythische, dialektische Ballspiel. Bei einer Rückbesinnung auf die Sachvorstellungen entsteht der Eindruck kühner Katachresen. Zur Veranschaulichung des hier Angedeuteten seien folgende Stellen in Gryphius' Drama »Cardenio und Celinde« herangezogen: V. 146 »und Artzt und Balsam sucht«, V. 376 »ins Feindes Blut und Tod«, V. 306 »Und feilte wenig Zeit zu ihren Hochzeit-Kertzen« und schliesslich die Stichomythie V. 1169 ff. Die barocke Spätkunst Hallmanns vergegenwärtigt uns die extreme Dingverflüchtigung: »Seht / wie dem Pheroras das traur'ge Sterbe-kleid Im Gifft-Glas wird gereicht« (»Mariamne« Akt V, V. 826—27).

Was das Sprach-Stil-Problem der älteren Perioden des Germanischen anbelangt, so ist mindestens das forschnerliche Zentralproblem zu erwähnen, nämlich die Frage nach der Begegnung der altbewährten philologischen Tradition mit dem modernen strukturanalytischen Verfahren der Stilinterpretation. Zwei Werke sind hier heranzuziehen: ein Frühstadium behandelt Heinrich Hempel in »Atlamal und germanischer Stil« (1931) und ein Spätstadium Hermann Gumbel in »Deutsche Sonderrenaissance in deutscher Prosa. Strukturanalyse deutscher Prosa im sechzehnten Jahrhundert« (1930). Hempel verfolgt in seinen eindringlichen, scharfsinnigen, statistisch sorgfältig unterbauten Analysen das Ziel, durch die stilbestimmenden Kräfte, insbesondere die des Zeitwortes, das unbewusste Lebensgefühl, die spezifische Geisteshaltung jener Zeit zu er-

fassen. Zu diesem Zweck nutzt er die romanistischen und die neugermanistischen Errungenschaften und gelangt dadurch weit über Richard Heinzel und seine positivistisch-additive »Beschreibung der isländischen Saga« (1880) hinaus. Die Überwindung des blossen Registrierens durch energisches Interpretieren kennzeichnet auch Gumbels Untersuchung. Seine Zergliederung der primitiven Prosasprachstruktur des 16. Jahrhunderts bedeutet eine wesentliche Bereicherung unseres Verständnisses dieser noch unzulänglich erforschten Wortkunst. Seine Aufgabe ist aber ungleich schwieriger als die Hempels, da er die Sprachstrukturen eines ganzen Jahrhunderts charakterisieren möchte; daher ist es manchmal nicht möglich, dem Verfasser zu folgen, wenn er sich von minutiös-detaillierten Einzelanalysen unvermittelt ins kühn Synthetische hineinwagt. Trotz solcher Mängel ist das Buch ungemein anregend.

Sind nun diese Anregungen später nutzbar gemacht worden? Diese Frage ist unbedingt mit einem Nein zu beantworten. Hier macht sich wiederum der charakteristische Wesenszug der deutschen Forschungsgeschichte bemerkbar, ihre ruckweise-abrupte Entwicklung. Es ist im Laufe der letzten Jahre so oft wiederholt worden, nach den positivistischen und geistesgeschichtlichen Irrfahrten habe erst die jüngste Forschung das wahre Ziel aller Literaturwissenschaft, nämlich das Wortkunstwerk, gefunden, dass sich manche kaum die Mühe geben, sich mit der sprachstilistischen Forschung, wie sie vor 20 und 30 Jahren in Deutschland getrieben wurde, auseinanderzusetzen. Die hier erwähnten, den wortkünstlerischen Problemen gewidmeten Werke bestätigen die früher geäußerte Anschauung von der Forschung aus den Jahren unmittelbar vor 1933, einer Forschung, die die realistische Beobachtung von tausend Einzelheiten meisterte, zugleich aber die Fähigkeit besass, sie in wesentliche geistige Zusammenhänge einzuordnen. Das Verständnis für die Notwendigkeit einer genauen Analyse des Sprachstilistischen und für die Verpflichtungen des Forschers dem Wortkunstwerk gegenüber sind aber nicht erst Einsichten der späteren zwanziger Jahre. Schon 1917 finden wir bei Baesecke, und zwar in seinem Buche »Wie studiert man Deutsch«, folgendes, das geradezu schlagworthaft das Programm der neuesten Forschung zusammenfasst: »Das Wesentlichste des Dichtwerkes ist, dass es ein Wortkunstwerk darstellt« (S. 4). In den folgenden Jahren hat die der Wortkunst gewidmete Forschung mit Oskar Walzel und seiner Schule ausserordentliche Fortschritte gemacht. Es ist zu betonen, dass dieser Forscher nicht nur den intimen Zusammenhang zwischen Sprachgeschichte und Geistesgeschichte erkannt hat, sondern auch — und das ist sein besonderes Verdienst — das spezifisch Ästhetische, die künstlerischen Zentralwerte, erfasst hat. Viele der von Walzel angeregten Probleme sind aber noch in keiner Weise gelöst, was umso überraschender ist, als ein Werk wie »Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters« (1923)

doch wohl zu jenen Büchern gehört, die jeder Germanist liest. Wenn Walzel z. B. im ersten Kapitel dieses Werkes eine Geschichte der Schilderung des schönen Weibes skizziert, so ist damit eins der vielen Themen unter den die wechselnden literarischen Atmosphären widerspiegelnden Konstanten angegeben worden, die in der fruchtbarsten Weise das jeweilige künstlerische Sprachstilniveau veranschaulichen könnten.

Vergleichen wir die beinahe ein Menschenalter später erfolgten Bemühungen um das sprachliche Kunstwerk mit jenen älteren, so wird ein Unterschied augenfällig: Heute beteiligen sich auch die germanistischen Sprachforscher eifrig an dem gemeinsamen Anliegen einer Sprachgeistesgeschichte. Wie viel Arbeit noch getan werden muss, um die grundlegenden bedeutungs- und problemgeschichtlichen Aufgaben zu lösen, geht aus der grossen Monographie Friedrich Maurers über »Leid« (1951) hervor. Wie hier ein Begriff der Stauferzeit, im Zusammenhang des Wortfeldes gesehen, eine weite seelische Bezirke aufhellende Bedeutungstiefe offenbart, so wird das bei manchem Begriff der Goethezeit zweifellos auch der Fall sein, wenn nur die nötige Denk- und Deutungsenergie aufgeboten würde. Es wäre zu hoffen, dass mindestens die Leitbegriffe einer solchen, alle Verästelungen berücksichtigenden Sprachanalyse unterworfen würden. Wichtig wäre auch die systematische Erfassung des spezifisch sentimentalistischen Vokabulars, ist doch der Sentimentalismus eine der eigentümlichsten und unverwechselbarsten Kulturerscheinungen des 18. Jahrhunderts. Eine solche Arbeit müsste auch auf die englischen Verhältnisse Bezug nehmen. Was die englische Sprache und Literatur betrifft, so liegt jetzt eine sehr brauchbare Untersuchung vor, nämlich Erik Erämetä, »A Study of the Word »Sentimental« and of other Linguistic Characteristics of Eighteenth Century Sentimentalism in England« (Diss. Helsinki, 1951). Der Verfasser weist u. a. nach, wie irreführend es ist, wenn man — wie es beim Literarhistoriker sicherlich oft genug geschieht — den Bedeutungsinhalt, den das Wort »sentimental« bei Sterne hat, ohne weiteres bei Richardson oder Fielding voraussetzt. Mögen auch im Bezirk des Germanischen die geschichtlichen Grundzüge des Sprachkörpers längst sicherer Besitz sein, so liegen doch — auch jenseits der Glasperlenspiele der Strukturalisten — auf dem Gebiete der Wort, Geist und Sache gleichmässig berücksichtigenden Semantik noch reiche ungehobene Schätze.

Fragt man, warum sich die Sprachforscher neuerdings entschlossen den geistig-kulturellen Problemen zugewandt haben, so bereitet die Antwort keine Schwierigkeiten, die Ursache liegt auf der Hand, die Erkenntnis der »inneren Sprachform« hat hier Wandel geschaffen. Da sich Anfangs- und Endglied dieses Terminus in einem fortwährenden Konflikt befinden, insofern Form als etwas Konkret-Abtastbares zu betrachten ist, während sich die Innerlichkeit jedem Zugriff entzieht, ist es durchaus

verständlich, dass sich die Positivisten jeder Berührung mit diesem in logischer Hinsicht suspekten Begriff enthielten. Wenn sich ausnahmsweise Delbrück in der grossen geschichtlichen Einleitung seiner »Vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen« (Bd. I, S. 37ff. 1893) mit dem Begriff der inneren Sprachform auseinandersetzt, dann nur um festzustellen, dass es sich um etwas Unfassbares und Unbrauchbares handelt. Ebenso begreiflich ist es, wenn der energischste und produktivste deutsche Vorkämpfer Humboldtscher Sprachauffassung, Leo Weisgerber, in seiner »Sprachwissenschaftlichen Methodenlehre« (in »Deutsche Philologie im Aufriss«) Forschern wie Holger Pedersen und Wilhelm Streitberg vorwirft, dass sie sich »methodisch in einem viel zu engen Kreis« (S. 2) bewegten. Als Begleiterscheinung der in nachpositivistischer Zeit erfolgten Horizonterweiterung ist aber ein so weitgehendes Verschwimmen der Linien zu verzeichnen, dass sich bei einer Untersuchung auf terminologische Konsequenz und Eindeutigkeit hin sehr wesentliche Unterschiede zwischen den einzelnen Autoren nachweisen liessen. Es ist ferner nicht mit geringen Schwierigkeiten verbunden, das spezifische Weltbild einer Sprache herauszuarbeiten, da auf Schritt und Tritt hier die Gefahr der Trugschlüsse lauert, (vgl. darüber meine Darstellung »Den moderne Stilforskning. Problemer og Muligheder«. Nysvenska Studier 1952).

Es soll hier auf keine Weise in Abrede gestellt werden, dass die Problematik der inneren Sprachform eine Unmenge höchst bedeutsamer Fragen hervorruft. Die Schwierigkeit besteht nur darin, gangbare Wege zu finden. Wir wissen, dass das Wesensgepräge einer nationalen Grundhaltung bei ihrer Konfrontierung mit fremden Sprachstilen deutlicher in Erscheinung tritt, es ist aber daran zu erinnern, dass der Vorgang der wechselseitigen Erhellung nicht restlos glückt, auch dann nicht, wenn es sich um Einverleibung fremder Texte auf dem Wege der Übersetzung handelt. Es ist erstens in Betracht zu ziehen, dass eine unzulängliche Wiedergabe nicht ohne weiteres auf Struktureigentümlichkeiten der rezipierenden Sprache zurückzuführen ist, denn nur zu oft handelt es sich einfach um Unzulänglichkeiten des betreffenden Übersetzers. Zweitens kommt nicht der Nationalstil als solcher zum Vorschein, sondern nur eine epochale Entwicklungsstufe, drittens vollzieht sich der Prozess des Übertragens als ein Rationalisierungsvorgang.

Schon in den dreissiger Jahren wurden Grenzen und Möglichkeiten der Sagbarkeit in den verschiedenen Sprachen ab und zu von den Germanisten beachtet. So erkennt Horst Oppel in der Abhandlung »Die Begegnung romanischer Sprachen mit germanisch-deutscher Dichtung« (Dichtung und Volkstum 1938), dass das Hintergründig-Irrationale deutscher Lyrik in den französischen Übersetzungen weitgehend verloren geht, er schliesst aber, ohne die nötigen Abstriche zu machen, direkt auf

Nationaleigentümlichkeiten und kommt deshalb nicht weiter als zu dem billigen Kontrast zwischen einem germanischen Wertstil und einem romanischen Prunkstil. Als ein voreiliger Schluss ist es auch anzusehen, wenn Oppel meint, schon aus der Fügung der dänischen Sprache die impressionistische dänische Oberflächlichkeit heraushören zu können (vgl. *Dichtung und Volkstum* 1937, S. 504). Nicht zuletzt die zahlreichen Bemühungen um eine romanische Wiedergabe der »Duineser Elegien« haben die Aufmerksamkeit auf die Ausdrucksmöglichkeiten der Sprachen hingelenkt; so schrieb Geneviève Bianquis anlässlich der französischen Übersetzung Angelloz' den Aufsatz »Kann man Dichtung übersetzen?« (*Dichtung und Volkstum* 1936). Trotz wesentlicher prinzipieller Bemerkungen und wertvoller Beobachtungen der Verfasserin ist doch darauf hinzuweisen, dass die »Duineser Elegien« insofern ein ungeeignetes Beispiel darstellen, als es sich um einen reinen Extremfall handelt. Diese bis ins Letzte verkürzte persönliche Zeichensprache, welche selbst die ausserordentlichen Möglichkeiten deutscher Sprache in Bezug auf Freizügigkeit noch erweitert, ist eben eine so einmalige Leistung, dass nur rationalisierende und kommentierende Verdeutlichung möglich ist. Und so werden in der französischen und der italienischen Übersetzung sowie in allen anderen, die uns zu Gesicht gekommen sind, das Geheimnisvoll-Tiefsinnige ebenso wie das Künstlich-Sonderbare nivelliert und intellektualisiert. Aufschlussreich im Hinblick auf Erforschung der Sprachmöglichkeiten, der Stilniveaus und der Kulturstufen ist dagegen die Untersuchung Richard Alewyns »Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie« (1926), deren Hauptanliegen die Feststellung der Stilstufe der Opitzzeit bildet. Mag auch die Konstituierung einer spezifisch vorbarocken Stilphase auf Grund der — im Zuge des Übersetzungsvorganges zu erwartenden — dämpfenden, rationalisierenden Tendenzen eine etwas übertriebene Schlussfolgerung sein, so ist die Arbeit jedoch methodisch eine vorbildliche Leistung. Wiederum ist zu fragen, warum dieser methodische Ansatz nicht wirklich nutzbar gemacht worden ist. Schon die höchst rege Übersetzungstätigkeit der Barockzeit bietet ein unerschöpfliches Arbeitsfeld dar.

Wenn Wolfgang Kayser seine bekannte Einführung in die Literaturwissenschaft »Das sprachliche Kunstwerk« (1948, 2. Aufl. 1951) betitelt, zeugt auch das von den aktuellen Bemühungen, auf dem breiten Grenzrain zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft Eroberungen zu machen. Freilich behandelt Kayzers Kompendium, das in bunter Mischung bald Elementares wiederholt, bald durch anregende Andeutungen der Forschung dient, nur in einem Kapitel das Beziehungsverhältnis zwischen Sprache und Dichtung, und zwar mit einigen wesentlichen Bemerkungen über Verbalformen, Syntax u. ä. m. (vgl. S. 101ff.). Dagegen wendet sich Kayser mit ungewöhnlicher Schärfe gegen die typisch deutsche

Kayser



dichtungsphilosophische Forschung. Besonders aufschlussreich ist folgende Äusserung: »Es geht einem wie mit vielen Gedanken und Ideen des Novalis: nimmt man sie heraus oder begegnet man ihnen in geistesgeschichtlichen Arbeiten, wo sie als tiefe Philosophie bewundert und verarbeitet werden, so überkommt den reiferen Menschen ein Unbehagen angesichts so merklicher geistiger Unreife« (S. 311).

9. STILGESCHICHTE — GATTUNGSGESCHICHTE — GEISTESGESCHICHTE

Wie die moderne deutende, beschreibende Stilwissenschaft, die ältere diktierende, vorschreibende Stilistik abgelöst hat, so ist auch die moderne Wesen und Werden der Dichtarten erforschende Gattungsgeschichte an die Stelle der älteren Grösse und Grenzen proklamierenden Poetik getreten. Wie der Terminus »Stil« durch eine beunruhigende Vieldeutigkeit gekennzeichnet ist, so auch der Begriff »Gattung«. Während aber die Stilwissenschaft schon über eine stattliche Reihe von Werken und Abhandlungen verfügt, befindet sich die Gattungsgeschichte noch in einem ausgesprochenen Anfangsstadium. Ganz besonders vernachlässigt sind diejenigen Probleme, durch welche die Gattungsgeschichte in die Stilgeschichte eingegliedert wird, nämlich die Fragen nach den inneren und äusseren Formmöglichkeiten der verschiedenen Kunstgebilde.

In der deutschen Gattungsforschung sind die tiefeschürfundsten theoretischen Erörterungen der Aufsatz Günther Müllers »Bemerkungen zur Gattungspoetik« (Philosophischer Anzeiger, 1928—29) und die Abhandlung Karl Viëtors »Probleme der literarischen Gattungsgeschichte« (DVLG. 1931). Beide Forscher hatten sich zuerst in der gattungsgeschichtlichen Praxis bewährt, Günther Müller mit seiner schon erwähnten Liedgeschichte und Karl Viëtor mit »Geschichte der deutschen Ode« (1923). Was die Prosagattungen anbelangt, ist insbesondere das Werk Hans Heinrich Borcherdts »Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland« (1926) hervorzuheben. Allerdings arbeitet Borcherdts mit einem so weitmaschigen Begriffsnetz, dass er den vielen Problemen der Grenzbestimmungen und der Metamorphosen dieser beiden Gattungen nicht gerecht wird.

In den Jahren der Hitlerherrschaft hatte die Gattungsforschung ebenso schlechte Wachstumsbedingungen wie die Stilwissenschaft. Wenn dennoch 1936 eine ausführliche und stellenweise sehr brauchbare »Geschichte der deutschen Ballade« — von Wolfgang Kayser — erschien, hängt das mit der Vorliebe der damaligen Zeit für diese ziemlich kriegerische, oft schwert- und säbelrasselnde, »heldische« Gattung zusammen. Deshalb betont der Verfasser immer wieder, dass die Ballade, die nordischen Geist atme, eine ausgesprochen deutsche Gattung sei — was freilich gar nicht zutrifft. Während dies Werk durch die Wertungen der deutsch-völkischen Literaturwissenschaft bestimmt ist, macht Friedrich Beissner in seiner »Geschichte der deutschen Ele-

gie« (1941) den offiziellen Mächten keine Zugeständnisse. Die Beiträge zur Gattungsgeschichte von Robert Petsch werden in einem späteren Zusammenhang besprochen werden.

Innerhalb der Gattungsgeschichte wirkte sich die nationale Abkapselung besonders ungünstig aus, da es kaum ein Gebiet der Literaturwissenschaft gibt, wo ein internationaler Austausch von Einsichten und Erfahrungen notwendiger ist. Es wäre deshalb sehr zu hoffen, dass diese Disziplin in den kommenden Jahren einen fruchtbaren Aufschwung nähme. Erspriessliche Ansätze sind bereits zu verzeichnen. In theoretischer Hinsicht Wesentliches bringt Fritz Martini in seiner Darstellung der »Poetik« in »Deutsche Philologie im Aufriss«. Sehr aufschlussreich ist ferner das gründliche Referat Max Wehrli in seiner Darstellung »Allgemeine Literaturwissenschaft« (S. 71ff.). Als Ergänzung hierzu sei schliesslich das obenerwähnte Werk Snijmans (S. 159ff.) angeführt. Was die praktische Auswertung betrifft, so ist nach dem Kriege noch herzlich wenig geleistet worden. Dass immer noch ein gattungsgeschichtliches Werk unter dem Gesichtswinkel der Stoffsammlung und ohne jede Rücksichtnahme auf höhere Probleme der Gattungsstruktur geschrieben werden kann, zeigt Heinrich Spieros »Geschichte des deutschen Romans« (1950). Im grossen ganzen ist die Forschungslage der deutschen Gattungswissenschaft so, dass die Literarhistoriker immer noch mit Vorteil auf die älteste literaturwissenschaftliche Darstellung deutscher Dichtung zurückgreifen können, nämlich auf Karl August Kobersteins »Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur« ein Werk, das in den verschiedenen, seit 1827 erschienenen Auflagen zu immer grösserem Umfang gedieh und das, mit seinen reichen gattungsgeschichtlichen Überblicken zu weiteren Fragestellungen anzuregen vermag. Wie die gattungsgeschichtlichen Probleme in der deutschen Literaturwissenschaft im Schatten standen, so auch in der nicht-deutschen Forschung. Es ist jedenfalls aufschlussreich, dass die meisten Nummern der Bibliographie über »Literary Genres« in »Theory of Literature« deutsche Arbeiten verzeichnen.

In kritischer Ergänzung zu den obenerwähnten Darstellungen ist folgendes hervorzuheben. Angesichts der Tatsache, dass in diesen Bezirken noch eine reiche Ausbeute zu erhoffen ist, kann nur mit Bedauern festgestellt werden, dass immer wieder am falschen Orte geschürft worden ist. Unter dem Eindruck der normativen und deduktiven Poetiken hat man sich immer wieder um eine Gattungsgeschichte von oben bemüht. Dass diese Bemühungen mit einer gewissen Kritik betrachtet werden müssen, geht daraus hervor, dass sie sich gegenseitig widersprechen, ja sogar manchmal aufheben. Von den vielen Gelehrten, die sich zum Ziel gesetzt haben, den urphänomenalen Charakter der drei Grundgattungen zu erforschen, seien hier nur folgende erwähnt: Ernst Hirt, »Das Formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung« (1923), Robert Hartl, »Versuch einer psychologischen Grundlegung der Dichtungsgattungen« (1924), Emil Ermatinger, »Das dichterische Kunstwerk« (1924, 3. Aufl. 1939), Theophil Spoerri, »Präludium zur Poesie« (1929) und Emil Staiger, »Poetik« (1946).

Allein steht Hartls kühner Versuch, auf rein psychologischem Wege eine Wirkungsästhetik der drei Naturformen der Dichtung aufzubauen. Die übrigen Werke bilden eine besondere schweizerische Tradition der Gattungsforschung. Der Altmeister Ermatinger konstituiert psychologische Grundtypen: der Lyriker sei empfindlich, passiv, voller Hemmungen, verdriesslich und hypochonder, der Epiker dagegen besonnen-gemächlich und materialistisch, der Dramatiker schliesslich sei ungeheuer aktiv. Spoerri, der von Kierkegaard herkommt und, bekennerrisch eingestellt, weltanschaulich befangen in seinem »Präludium« alle

Schranken der Objektivität sprengt, verbindet dagegen das Lyrische mit dem Dynamischen und sieht im Drama das Normative. Es dürfte aber in diesem Falle völlig überflüssig sein, einen gegen den anderen auszuspielen, denn es leuchtet ein, dass die zahlreichen Begabungen, die in allen drei gestalterischen Grundformen mit Erfolg tätig sind, höchst seltsame seelische Komposita darstellen müssten, falls sich das Problem auf diesem psychologischen Wege lösen liesse.

Wenn Emil Staiger im Gegensatz zu seinen Vorgängern nicht mit Lyrik, Epik und Dramatik arbeitet, sondern mit dem Lyrischen, Epischen und Dramatischen, so bedeutet das keine blosse Modifizierung, es handelt sich vielmehr um etwas Revolutionierendes: Bei Staiger werden die drei Grundgattungen als Einheitsgebilde völlig gesprengt und in formende Grundkräfte verwandelt, die in jeder Dichtung in verschiedener Mischung zu finden seien. Durch Heranziehung Husserlscher und Heideggerscher Denkbegriffe überwindet Staiger die psychologische Typologie, und so manifestieren sich bei ihm die Grundgattungen als Seinsweisen, als Ausdruck der Möglichkeiten der dreidimensionalen Zeit, und zwar so, dass das Lyrische, in dem der Strom der Vergänglichkeit rinne, als die Kunst der Vergangenheit betrachtet wird, während das die Bilder des Lebens vergegenwärtigende Epische als die Kunst der Gegenwart aufgefasst wird und das Gespannt-Dramatische das Tempus der Zukunft vertritt. Da es in dieser Übersicht nicht möglich ist, verwickelte ontologische Fragen anzuschneiden, sei nur angedeutet, dass mancher Vorgänger Staigers, was das Zuordnungsverhältnis zwischen Zeitstufe und gattungsmässiger Urhaltung betrifft, zu dem Ergebnis gekommen ist, dass das Epische die Vergangenheit und das Lyrische die Gegenwart oder häufiger die Zeitlosigkeit darstelle (vgl. hierüber vor allem den international orientierten finnischen Beitrag zur Gattungsforschung, R. Koskimies, »Theorie des Romans«, 1935, S. 58f.). Unserer Ansicht nach befinden wir uns hier in einer so dünnen Atmosphäre, dass sich jede Lösung verflüchtigt, und zwar so sehr, dass eine wissenschaftliche Auseinandersetzung nicht mehr in Frage kommt. Es ist kaum nötig hinzuzufügen, dass sich auch dies Werk Staigers durch einführende, kunstnahe Einzelinterpretationen auszeichnet. Wenn sich aber die Gesamtkonzeption als unhaltbare Konstruktion erweist, so ist das ein Beweis dafür, dass sich die Forscher auf Unerforschliches eingelassen haben. Was das Verhältnis der — idealtypischen — Vorstellungen des Lyrischen, Epischen und Dramatischen zu den konkreten Kunstgebilden betrifft, so ist es besonders aufschlussreich, irgendeine Gedichtsammlung unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten — nur zu oft wird man dann feststellen, wie wenig lyrisch die Lyrik ist. Wie spät die Lyrik übrigens als autonomer Bereich neben Epik und Dramatik anerkannt worden ist, darüber unterrichtet kundig Irene Behrens im Werke, »Die Lehre von der Einteilung der Dichtkunst« (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 92, 1940).

»Jedes Dichtwerk gehört zu einer Gattung, wie jedes Tier zu einer Species«. Behauptungen wie diese Äusserung Ortega y Gasset's (»Die Aufgabe unserer Zeit« S. 166) begegnen einem ständig. Sie müssen entschieden in Frage gestellt werden. Es ist freilich durchaus verständlich, dass die beglückende Ordnung im Tier- und Pflanzenreich für den geistesgeschichtlichen Forscher eine ernsthafte Versuchung bedeutet, da er selber es mit einer verwirrenden Fülle verschieden strukturierter Kunstgebilde zu tun hat. Jeder Versuch einer konsequenten Gattungssystematik nach

dem species-genus-Schema ist jedoch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es handelt sich hier wiederum um den Wesensunterschied zwischen dem naturhaften Organismus und dem geistgeborenen, dem in gestalterischer Freiheit erzeugten Organismus. Es sei uns gestattet, uns auf die spätere Hauptgestalt der morphologischen Schule, Günther Müller, zu berufen, der in seinen »Bemerkungen zur Gattungspoetik« feststellt, dass die einzelnen Dichtungen zu ihrer Gattung nicht »im Verhältnis der Angorakatze zur Katze stehen« (a. a. O., S. 139). Nur wer die geistige Wirklichkeit verkennt, kann sich darauf einlassen, die vorhandenen Gattungsgebilde in den von einander scharf abgehobenen Kategorien der Gattungen, Arten und Unterarten einzuteilen.

Wer das Wesen der Gattungserscheinungen erkannt hat, wird den Terminus »Entwicklung« mit einer gewissen Vorsicht anwenden. In seiner anregenden »Theorie des Romans« bemüht sich Koskimies nicht um die Erhöhung einiger als musterhaft angesehenen Beispiele zur Zeitlosigkeit des Idealtypus, er möchte vielmehr — eine Haltung, die für einen finnischen Forscher charakteristisch sein dürfte — zu der primitiven Urkunst zurückgehen, und so sieht er in der Geste, in der wortlosen Pantomime, den Urkern des Dramas und betrachtet das Lied wie es »hervorgerufen durch eine vasomotorische Erregung« (S. 50) von dem einsamen, in der Einöde wandernden Menschen gesungen wird, als die höchst subjektive Kernzelle lyrischer Kunst. Während die hier skizzierte dramatische Urhaltung allerdings etwas Urprimitives — und Vorliterarisches — darstellt, bezeichnet die lyrische Grundhaltung eher eine Idealform, da die subjektivistische Einsamkeit geistesgeschichtlich keineswegs als eine Frühererscheinung betrachtet werden darf. Zu fragen ist aber hier vor allem, ob es überhaupt zweckmässig ist, eine Gattung vom ersten »Keim« bis zur höchsten »Blüte« und »Reife« zu verfolgen. Sind diese Organbegriffe nicht eher geeignet, dem Leser völlig irrealer Entwicklungsprozesse vorzutäuschen, wo in Wirklichkeit fundamentale Wesensunterschiede festzustellen wären? Manchmal dürfte gewiss die gattungshafte Urgebärde in derselben verwandtschaftlichen Beziehung zum vollendeten Meisterwerk stehen wie der Farbenklecks zu einem Gemälde von van Gogh. Wie es unsere Überzeugung ist, dass die Möglichkeiten geistesgeschichtlicher Forschung in einer energischen Differenzierung und Straffung des epochalen Begriffsapparates liegen, so vertreten wir im Bezirk der Gattungsgeschichte die Ansicht, dass ein Rückzug auf stärkere, enger umgrenzte Positionen empfehlenswert ist. Es kommt in erster Linie nicht darauf an, die Geschichte des Epos, der deutschen Lyrik, des neueren deutschen Romans u. ä. zu schreiben, und es wäre auch nicht zweckmässig, das Wesen der Erzählkunst oder des Dramas ergründen zu wollen, denn in den ersteren Fällen droht die Gefahr der Aufhäufung heterogener Stoffmassen und in den letzteren die der abstrakten nichtssagenden

Leere — beide Möglichkeiten sind zudem längst gründlich verwirklicht worden.

Besonders eigentümlich gestaltet sich die Geschichte des Epos, wenn sie ein Gesamtbild erstrebt, da die ganze »Entwicklung« seit Homer einfach als Verfall hingestellt werden müsste. Angesichts der Tatsache, dass es kaum grössere Unterschiede gibt als den zwischen dem grossen Heldenepos und dem bürgerlich-idyllischen Versepos des 19. Jahrhunderts, dürfte es einleuchten, welche dringende Notwendigkeit eine Gewichtsverlagerung von den Oberbegriffen auf die Unterbegriffe ist. Erst in dieser Sicht gewinnen wir einen Zugang zu dem Hauptproblem, der Erkenntnis der äusseren und der inneren Gattungsform in ihrem Wechselverhältnis und in ihren Beziehungen zu dem epochalen Gezeitenwechsel. Eine scharf profilierte Gattungseinheit und -ganzheit bildet vor allem das Biedermeierepos, diese glatte und problemlose, frohe und festliche Kunst mit ihren Stilisierungen und Typisierungen. Durch alle Schichten des Gehaltes und der Gestalt, von dem Motivkern bis zu dem stereotypen Wortschatz liessen sich hier ständig wiederkehrende Gattungsgebärden nachweisen, eine Gattungshaltung, die als solche auch nicht-deutschen Werken eignet; hingewiesen sei hier nur auf das noch heute beliebte dänische Biedermeierkunstwerk »Hjortens Flugt« von Christian Winther. Aufschlussreich für die Erkenntnis der gattungs- und geistesgeschichtlich bedingten Eigenart sind ferner Konfrontierungen mit Werken, die wie etwa »Der spiritus familiaris des Rosstäuschers« und »Das Vermächtnis des Arztes« der Droste jenseits des geistigen Raumes des Biedermeiers liegen. Wenig ertragreich wären dagegen etwaige Bemühungen, Beziehungen zwischen dem Versepos und dem hohen Epos herzustellen. Lohnend wäre aber zweifellos ein Vergleich des Biedermeierepos mit der damaligen Unterhaltungsnovelle. Es ist für die Forschungslage charakteristisch, dass selbst die dankbare Aufgabe einer gattungs-, geistes- und stilgeschichtlichen Behandlung des Versepos des 19. Jahrhunderts immer noch der Lösung harret. Andere Formen epischer Kunst aus den letzten Jahrhunderten stehen allerdings noch immer im Banne Homers, gewöhnlich handelt es sich aber um stilistische Äusserlichkeiten, um reine Stilmachung. Was die Stilmachung als solche betrifft, so liegt noch keine Gesamtdarstellung dieses für eine künftige Sprachstilgeschichte entscheidenden Problems vor.

An dem obigen Rechenschaftsbericht über die Gattungen lässt sich ablesen, dass sich im Bezirk des Lyrischen die Lage am günstigsten gestaltet. Dennoch gibt es auch hier genug gattungs- und stilgeschichtliche Probleme, die noch zu lösen sind. Solche sind zuvörderst auf dem Gebiete der Gebrauchlyrik spürbar, und zwar vom ältesten, primitiven, aus dem modulierten Ruf hervorgegangenen Arbeitslied bis zum neuesten — ebenfalls primitiven — Bänkelgesang, Chanson, Marschlied etc. Hier öffnet

sich ein reiches Arbeitsfeld für eine neue formbewusste Forschung; denn in dieser kollektivistisch eingestellten Kunst spielen die Stilkonstanten eine ausschlaggebende Rolle. In seiner Abhandlung über die »Grundformen der deutschen Lyrik« analysiert Günther Müller Körners patriotisches Lied, »Aufruf«. Ihm geht es aber in erster Linie um die Sendung Körners. Seine Andeutungen über das Formproblem — »Diesem kämpferischen Gemeinschaftslied . . . ist statt gestalthafter Anschaulichkeit die bewegende Wirksamkeit als formender Grundzug eigentümlich« (S. 119) — sind zu sehr in dem deutschen konturlosen Stil gedacht, als dass sie uns etwas zu sagen vermögen. Das Lied ist ein Musterbeispiel der völlig auf die Duwelt eingestellten rhetorisch werbenden Lyrik. Es handelt sich um eine Gattung von ausgesprochener Eigengesetzlichkeit nicht zuletzt in der stilistischen Schicht. Es würde eine ganze Abhandlung erfordern, die Gattungstypik der genremässigen Invarianten dieses Gedichtes zu veranschaulichen — angefangen bei dem »Frisch auf«, einer in der propagandistischen Lyrik des 18. Jahrhunderts ständig wiederkehrenden Wendung. Wesenstypisch ist ferner, dass in dieser Illusionskunst den Sachen eine solche Transparenz verliehen wird, dass sie die Dingwelt transzendieren — »Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen«. Es ist unbedingt nötig, dass der suggerierte Leser diesen Prozess mitvollzieht da sich bei Wahrung plastischer Dingvorstellungen der folgende Ausruf als eine Grotesk-Hyperbel entpuppen würde — »was kümmern dich die Hügel deiner Leichen? Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!«

Ebenso wie die kollektiven und die primitiven Gattungsgebilde veraten auch die meisten Kleingattungen dadurch ihre Strukturmächtigkeit, dass sie den Individualstil aufsaugen. Und so lassen sich an dem Komplex der Sprichwörter, Sentenzen, Sprüche und Epigramme in gattungsmässiger Hinsicht zahlreiche interessante Stilbeobachtungen machen. Es ist ein besonders anregendes Schauspiel, das Ringen der polaren Kräfte in der Maxime, im Aphorismus und im Fragment zu beobachten, also in Gattungen, die eine fortgeschrittenere Entwicklungsstufe des Subjektivismus voraussetzen. Während in der französischen Literatur diese Gattungen — es handelt sich hier vor allem um die Maxime und den Aphorismus — noch weitgehend gesellschaftsgebunden sind, triumphieren in Deutschland das Überspitzt-Persönliche, das Kapriziös-Willkürliche und das Geheimnisvoll-Raunende; dennoch muss sich aber in dem engen Spielraum dieser Gattungen eine gewisse Uniformierung geltend machen. Manchmal ist auch in solchen Sammlungen des virtuosen Sagens ein direkter Rückfall in die spruchhafte Abbrivatur festzustellen. Über diese Kleingattungen liegt in der deutschen Forschung schon eine recht umfangreiche, z. T. wertvolle Literatur vor. Erwähnt sei hier nur der jüngste Beitrag, Gerhart Baumanns gedrängte Darstellung »Maxime und Re-

flexion als Stilform bei Goethe« (o. J.), eine Arbeit, die — ebenso wie das 1937 erschienene Werk Friedrich Sengles über »Goethes Verhältnis zum Drama« — beweist, dass derjenige, der auf dem Gebiete der Gattungswissenschaft arbeitet, selbst bei dem Überreichtum der Goetheforschung imstande ist, Neues und Wertvolles zu bringen. Gegen Baumanns Untersuchung wäre höchstens einzuwenden, dass das rein Stilistische nicht völlig zu seinem Recht kommt.

Es ist überraschend, wie wenig noch im Bereich der Fabelforschung geleistet worden ist. Es wäre freilich kaum möglich — und auch nicht erstrebenswert — eine auf Vollständigkeit zielende Geschichte der deutschen Fabel zu verfassen; es dürfte jedoch nicht schwierig sein, über Badstübers Geschichtsklitterung hinauszukommen. Wesentlich ist hier wiederum das Zusammenspiel der Stilgeschichte, der Gattungsgeschichte und der Geistesgeschichte, und in dieser Hinsicht bildet die Fabel ein sehr dankbares Objekt. Augenfällig sind hier die Beziehungen zwischen Gattungsgeschichte und Geistesgeschichte. In der nachmittelalterlichen deutschen Literatur gewähren bekanntlich nur das 16. und das 18. Jahrhundert der Fabel wirkliche Wachstumsbedingungen. Sie gibt wesentliche Richtlinien für den Aufbau des bürgerlichen Weltbildes. Sie ist aber durchaus nicht immer nur tugendhaft-harmlos. Wie viel Revolutionär-Antihöfisches in der scheinbar harmlosen Hülle mancher Fabel der Gottschedzeit steckt ist noch nicht untersucht worden. Im höfisch barocken Raum ist die Fabel dagegen nur in einer Struktur- und Sinnverschiebung möglich, nämlich als intellektuell-embematisches Bild-Bedeutungs-Spiel, als unterhaltsame Probe des Scharfsinnes. Dass das Allegorische als ein fundamentales Strukturelement zu betrachten ist, geht daraus hervor, dass die Fabel als solche zugrundegeht, wenn — wie etwa in einigen Tierfabeln des Naturfreundes Meyer von Knouau — eine unbefangene Selbstzweck gewordene Naturbeobachtung den Dualismus aufhebt. Im 19. Jahrhundert, in dem die Fabel als defensive und offensive Waffe bürgerlichen Lebensgefühls nicht mehr in Frage kommt, ist die Metamorphose zum idyllischen, illustrierten Genrebildchen wie bei W. Hey völlig im Einklang mit der Familienkultur des Biedermeiers. Was schliesslich die äussere Formschiicht anbelangt, so stellt die Fabel ebenfalls ein vortreffliches Untersuchungsfeld dar, werden doch dieselben Motive in immer neuen sprachstilistischen Formulierungen abgewandelt.

In der Abhandlung »Das Problem der Stilgeschichte« (in »Philosophie der Literaturwissenschaft«, 1930), in der Josef Nadler auf Grund einer ausgesprochen induktiven Einstellung Prinzipienfragen der Stilforschung behandelt, verfiht er die Ansicht, dass die Nachahmbarkeit jedes Stiles bei der stilgeschichtlichen Abgrenzung von Verfasserschaften ein entschiedenes Unsicherheitsmoment bedeute. Nach unserem Ermessen sind die Schwierigkeiten bei der Herausarbeitung des Personalstils

in den epochalen und gattungsmässigen Stilkräften zu suchen, während die Möglichkeiten der Nachahmbarkeit »bis in die Zone des Unwillkürlichen hinein« (S. 386) durchaus in Zweifel zu ziehen sind. Während vor etwa einem Jahrhundert der Pfarrer Wilhelm Meinhold dem Publikum einbilden konnte, er habe das Barockmanuskript seiner »Bernsteinhexe« im Chorgestühl seiner Kirche gefunden, ist heute die stildiagnostische Sicherheit so gross geworden, dass derartige Fiktionen niemals gelingen würden. Nachahmbar sind Stilornamentierungen und ähnliche äusserlich abtastbare Stilzüge, unnachahmbar sind dagegen die tieferen Schichten einer Stilstruktur, da sie aus einer unbewussten epochalen oder existentiellen Gesamthaltung geboren sind.

Und so ist die aus einer einmaligen politisch-kulturell-seelischen Situation hervorgegangene Gattung der Saga in keiner Weise der Wiedergeburt fähig. Um die »volkhaft deutsche« Dichtung von der »europäischen Zivilisationsliteratur« abzuheben, warben zahlreiche deutsche Schriftsteller jahrelang um die Saga. Manchmal begnügten sich solche Konjunktur-Sagamänner damit, das Wort »Saga« im Titel anzubringen; andere, wie z. B. Hans Grimm, Will Vesper, H. F. Blunck und Moritz Jahn, bemühten sich aus »germanisch-nordischem Bewusstsein« um eine Wiedergeburt des Ethos und des Stils. Für den Stilforscher sind Vergleiche solcher Texte mit den isländischen Vorlagen ausserordentlich aufschlussreich, da hier in einem Mikrokosmos Vorgänge erfassbar wurden, die sich sonst sehr leicht dem Interpreten entziehen. Selbst diese, dem Primitiv-Urtümlichen zugewandten Schriftsteller verraten in ihren unbewussten Stilgebärden auf Schritt und Tritt die Errungenschaften eines seelisch-sentimentalischen, modern-liberalistischen Zeitalters. Die Breviloquenz entpuppt sich zugleich als Grandiloquenz. Während Nadler die Ansicht vertritt, dass die literarischen Fälschungen deshalb eine viel geringere Rolle spielten als die Falsifikate auf dem Gebiete der bildenden Kunst, weil sie kein Geld abwürfen, sei hier abschliessend betont, dass der ausschlaggebende Faktor in dem geistgeborenen Wesen der Wortkunst, in ihrer unerschöpflichen Fülle unwiederholbarer Möglichkeiten zu suchen ist.

In seinem Werk »Wesen und Formen der Erzählkunst« (1934, 2. Aufl. 1942) bezeichnet Robert Petsch es als durchaus möglich, dass der Saga »noch eine grosse Zukunft beschieden sein« (S. 495) werde. In einem Kapitel über Gattungsforschung darf der Name Robert Petsch nicht fehlen, da sich kaum ein anderer Forscher in dem Masse wie er den Gattungsproblemen gewidmet hat. Mancher Leser wird jedoch sicherlich diese zahlreichen Bücher und Abhandlungen mit einem beängstigenden Gefühl der Leere verlassen und daraufhin wahrscheinlich grundsätzlich die Frage nach der Sinnhaftigkeit der Gattungsforschung stellen. Eine kurze Charakteristik des Verfahrens und der Einstellung von

Petsch wird notwendig, um einem Gewissheit zu verschaffen, dass die Mängel nicht in dem Forschungsgegenstand zu suchen sind. Betrachten wir die ausführlichste seiner Schriften, das oben erwähnte Werk über die Erzählkunst, welches das ungeheure Gebiet von den Erzählungen der Buschmänner (samt Schaffnergeschichten) bis zu den neueren Meisterwerken umspannt. Ein offenkundiger Mangel liegt in der zeitgemässen, deutsch-völkischen Einstellung, die zu den kuriossten Werturteilen über moderne Kunst führt, sofern diese überhaupt erwähnt wird. In wissenschaftlicher Hinsicht noch verhängnisvoller als die Verständnislosigkeit dieses engen Dogmatismus ist die verblüffende Fähigkeit dieses Forschers, die Umrisslinien der Worte, Begriffe, Problemstellungen und Ergebnisse verschwimmen zu lassen. Wenn sich dieser Denkstil der leeren Allgemeinheiten vor allem in den Kapiteln über die Langformen bemerkbar macht, während über Kurz- und Frühgattungen manch Wesentliches mitgeteilt wird, so ist das eine Bestätigung der früher betonten Notwendigkeit eines differenzierteren Sehens hinsichtlich des Problems der Gattungseinheiten. Schliesslich kommt hinzu, dass Petsch in diesen Fragen, die im höchsten Grade die allgemeine internationale Literaturwissenschaft betreffen, die deutschen Spezialforschungen nur ungenügend verwertet, während die nicht-deutschen nur ganz ausnahmsweise berücksichtigt werden.

Die bei Petsch konstatierbaren Unzulänglichkeiten sind nicht imstande, die Sinnhaftigkeit der Gattungsforschung in Frage zu stellen. Ein anderer Einwand fällt — wie es scheint — schwerer ins Gewicht: Durch den Einbruch der Romantik sind die Gattungsschranken zum Einsturz gebracht worden. Später haben modernistische Strömungen — wie schon der Impressionismus — durch ihre Grenzverwischungen noch mehr Verwirrung gebracht. Besonders romanische Literarhistoriker arbeiten mit Vorliebe mit dem Kontrast zwischen der klassischen Ehrfurcht vor dem Eigensein der Gattungen und dem romantischen Hang zum wilden Durcheinanderwürfeln. Solche Anschauungen stehen noch weitgehend unter dem Eindruck der alten normativen Poetik. Es geht nicht an, im Messbaren, Abgrenzbaren und Isolierbaren ein Wertkriterium sehen zu wollen und nach dem Ordnungswillen des Klassizismus nur Verfall festzustellen. In Wirklichkeit handelt es sich um Strömungen zwischen Kraftzentren, um fortwährende Verflüchtigungen, Vermischungen, Verästelungen und Verdichtungen, um ständig sich modifizierende Zuordnungsverhältnisse.

Auch in den beiden letzten Jahrhunderten werden überall neue gattungshafte Strukturen spürbar und sichtbar, mögen sie freilich auch in keiner Poetik kodifiziert werden. Mit neuen kulturellen Eroberungen, neuen politischen Konstellationen und neuen technischen Errungenschaften werden alte Gattungen in ihrer Struktur geändert, oft verwand-

delt, und neue werden geboren. Wenn — um aus der grossen Fülle nur ein wenig anzudeuten — das Kulturleben eines Landes unter dem Druck der Zensur liegt, entstehen neue, mittelalterlich anmutende Gattungen wie die mündlich überlieferte Kurzgeschichte, Gebilde von der strukturellen Einheitlichkeit anonymer Volksdichtung. Als Wanderanekdoten können solche Histörchen oft sehr verbreitet werden, z. B. zirkulierten in Dänemark während der Besetzung politisch-antifaschistische Anekdoten, die ihrem Inhalte nach, aus katholischen Gegenden — wahrscheinlich Deutschlands — stammen mussten. Dass auch parteipolitisch bedingte Wesensunterschiede eine Gattung aufzuspalten vermögen, veranschaulicht die Geschichte der Ballade. Zwischen der konservativen adelig-ritterlichen und irrationalen Ballade Börries von Münchhausens und Agnes Miegels einerseits und der linksradikalen chansonhaften Balladenkunst etwa Bert Brechts andererseits gähnt auch in gestaltlicher Hinsicht eine Kluft.

Der moderne Gattungsforscher wird nicht, wie etwa die alten Humanisten verlegen, neuentstandene Gattungen nicht »unterbringen« zu können. Nach den hier skizzierten Richtlinien kommt es für ihn zuvörderst darauf an, ohne Rücksicht auf Ober- und Unterbegriffe, das wechselnde Affinitätsverhältnis zwischen Gehalt und Gestalt und die jeweiligen Beziehungen zwischen äusserer und innerer Form festzustellen. Es dürfte sich bei solchen Untersuchungen zweifellos oft herausstellen, dass eine inhaltlich-gestaltlich strukturierte Einheit nur deshalb als solche nicht erkannt ist, weil sie auf keinen Namen getauft ist. Was das Verfahren bei einer solchen gattungsphänomenologischen Forschung betrifft, so kann jetzt auf eine vorbildliche Leistung hingewiesen werden, nämlich auf Herman Meyers Abhandlung »Vom Leben der Strophe in neuerer deutscher Lyrik« (DVLG. 1951). Dieser holländische Forscher untersucht in tiefeschürfenden Analysen das Problem, inwieweit eine bestimmte Strophenform a priori als Trägerin eines bestimmten expressiven Vermögens zu betrachten sei. Mit welcher Behutsamkeit vorgegangen werden muss, um das Kontrastverhältnis der aprioristischen und der aposterioristischen Expressivität gegeneinander abzuwägen, zeigt Meyers Analyse der Chevy-Chase-Strophe, die völlig zu Unrecht als durchaus dramatisch-gespannt, herb und kriegerisch abgestempelt worden sei. Wenn die skandinavische geistesgeschichtliche Forschung nur wenige Leistungen von Rang aufzuweisen vermag, so hängt das unbedingt mit der vorherrschenden positivistisch-nominalistischen Skepsis zusammen. Überraschender ist die Vernachlässigung der stilgeschichtlich orientierten Gattungsforschung, da sich diese Disziplin durchaus im Raume überprüfbarer Erfahrungen bewegt. Vergleicht man eine moderne nordische, gattungstheoretische Abhandlung wie Hans Midbøes Studie »Det historiske studium av digtningens form« (Edda, 1946) mit

den methodischen Darlegungen Herman Meyers, so vermitteln Midbøes Ausführungen den Eindruck des Primitiv-Tastenden. Damit berühren wir wiederum das Problem, ob die Konstituierung einer autark nordischen Literaturwissenschaft angebracht sei.

Die Wortkunst ist viel inniger mit dem geistigen Leben verflochten als die bildende Künste, in welchen beispielsweise das Mäzenatentum einer dünnen, nicht kulturtragenden Schicht imstande ist, eine bestimmte Stilform zu dominierendem Range zu erheben. Wenn ständig hervorgehoben wird, dass die soziologische Literaturwissenschaft ausserstande sei, mit den Stil- und Formgesetzmäßigkeiten Fühlung zu bekommen, so ist dieser Mangel jedenfalls nur subjektiv bedingt. Es ist durchaus möglich, Gattungsgeschichten zu schreiben, in denen die Metamorphosen, Verästelungen und Besonderungen sowie die gegebenen Stilstrukturen der jeweiligen Gattungen auf soziologisch bedingte Triebkräfte zurückgeführt werden. In den Bemerkungen über Fabel und Ballade sind darüber schon einige Andeutungen gemacht worden. Dass sich das »Aufblühen« und »Hinwelken« der Gattungen aus der Begegnung der immanenten gattungshaften Potenzen mit den wechselnden menschlichen Grundhaltungen und Kulturlagen erklärt, dürfte keine weitere Erörterung erfordern.

Während das enge Ineinandergreifen der Gattungsgeschichte und der Geistesgeschichte keines Beweises bedarf — mögen auch in Anbetracht der heutigen Lage der Gattungsforschung noch zahlreiche Einzelprobleme dieses Beziehungsverhältnisses ungeklärt sein — so ist das Problem der Affinität zwischen Stilgeschichte und Geistesgeschichte, was die Epochenstile und die tragenden Epochenstrukturen betrifft, eine Frage, die noch gründliche und grundsätzliche Erwägungen erfordert. Besonders in der deutschen Geisteswissenschaft liegt zwar eine Fülle von Arbeiten, darunter umfangreiche Werke, vor, die sich mit diesen Problemen befassen; bei Licht besehen stellt es sich aber heraus, dass die meisten dieser Abhandlungen vor allem geeignet sind, den auf das geschichtliche Sosein eingestellten Forscher in die Irre zu führen.

Wir wissen, dass in den ersten Jahren geistesgeschichtlichen Forschens die für den Kunsthistoriker ablesbaren Zeitstile direkt auf die Wortkunst übertragen wurden. Durch eine sinnreiche Kombinatorik, bei der die Identifizierung eigentlicher und metaphorischer Bedeutung eine ausschlaggebende Rolle spielte, wurde diese Übertragung zustandegebracht. Und so täuschte man sich darüber hinweg, dass die für die ganze Sprachstilgeschichte entscheidende Konstituierung eines Zeitstils ohne Berücksichtigung der ungezählten sprachstil- und gattungsgeschichtlichen Einzelprobleme verwirklicht wurde. Angesichts der Tatsache dass jeder Zeitraum an höchst verschiedenartigen Einzelstilelementen überreich ist, und diese ausserdem psychologisch multivalent sind, war es natürlich

überall möglich, für jede von aussen herangetragene Synthese Belege und »Beweise« aufzuspüren. Es gab noch eine andere, ebenfalls mühe-lose Art und Weise, das Beziehungsverhältnis zwischen Stil, Zeitgeist und Weltanschauung zu lösen. Der vieldeutige Begriff »Stil« wurde einfach im Sinne von »Haltung« verstanden, und an Ur- und Grundhaltungstypologien gab es in der geisteswissenschaftlichen Psychologie keinen Mangel. Diese weltanschaulichen Stilhaltungen wurden teils als zeitlos betrachtet, teils wurden sie in bestimmte epochale Zeitströmungen hineinprojiziert. Die der Kunstgeschichte entnommenen, für die Charakterisierung geschichtlich-einmaliger Zeitspannen nutzbar gemachten Termini verrieten dadurch ihre geschichtliche Schwerelosigkeit, dass sie ohne weiteres zum Range überzeitlicher Kategorien erhoben werden konnten. Schliesslich gab es, wie etwa bei Joël — »Wandlungen der Weltanschauung«, I—II, 1934 — Stilbegriffe, die als Ausdruck einer ewigen Rhythmik betrachtet werden und deshalb zugleich zeitlich Begrenzt und Zeitloses widerspiegelten. Wer die Absicht hat, in den Strom der Geschichtlichkeit einzutauchen, um ihm Unwiederholbares abzulauschen, ist keineswegs imstande, auf der Jakobsleiter zwischen Zeit und Ewigkeit auf- und niederzusteigen. Und so kommen diese Stiltypologien als Grundlage epochaler Stilstrukturen nicht in Frage; sie heben sich vielmehr selber auf. Sinn und Wert haben sie allein als Hilfs- und Leitbegriffe; so dürfte beispielsweise Rusus Kategorie des »type démoniaque équilibré« für das Verständnis des älteren Stifter und seiner Stilkunst aufschlussreich sein (vgl. L. Rusu, »Essai sur la Création Artistique«, 1935).

Wer vom Besonderen der einzelnen sprachstilistischen Formulierungen und der vielen verschiedenen Gattungsgefüge zum Allgemeinen der Zeitstile aufsteigen möchte, vermag sich mit solchen grossartigen Abbrüviaturen nicht zu befreunden. Auch das Verfahren Julius Petersens, der — vgl. »Die Wissenschaft von der Dichtung« S. 228 — eine alle Stilphasen und Stilmöglichkeiten umfassende Windrose konstruiert hat, ist wenig vorbildlich, da eine solche stilisierte Periodizitätslehre wie ein in die Ewigkeit hineinrollendes Rad anmutet. Dass die ältere, auf die Probleme des Zeitstils konzentrierte Forschung unsere heutigen Ansprüche nicht zu befriedigen vermag, ist mit besonderer Deutlichkeit an der Abhandlung Emil Ermatingers »Zeitstil und Persönlichkeitsstil«. Grundlinien einer Stilgeschichte der neueren deutschen Dichtung« (DVLG., 1926 und »Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung«, 1928, S. 352ff.) ersichtlich. Diese Studie, in der Ermatinger eine der wesentlichsten Fragen der neueren deutschen Literaturgeschichte aufgreift, kennzeichnet sich teils durch eine augenfällige Subjektivität und eine ganz mechanische Handhabung des Generationsbegriffes und teils durch eine solche Präponderanz des Denkstils, dass die eigentlichen Stilfragen

nur in zufälligen, oft schroff generalisierenden Randbemerkungen gestreift werden. Jeder, der nur einigermaßen die stilgeschichtliche Spezialforschung der verschiedenen Epochen zu überblicken vermag, wird erkennen, dass diese Abhandlung Ermatingers so dürftig ist, dass sich eine Auseinandersetzung tatsächlich erübrigt.

Böckmann



Während Ermatinger das Problem der Epochenstile in einem kurzen skizzierenden Überblick behandelt, benötigt Paul Böckmann in seiner »Formgeschichte der deutschen Dichtung« (Bd. I, 1949) 700 Seiten, um die Epochenstile vom Frühmittelhochdeutschen bis zum Sturm und Drang zu charakterisieren. Da angesichts der heutigen deutschen Forschungssituation die Frage nach dem Epochenstil zu den dringlichsten gehört, ist es von grösster Bedeutung, in welcher Richtung sich dies massgebende Werk bewegt und zu welchen Ergebnissen es gelangt. Dass es als etwas Epochemachendes betrachtet wird, geht u. a. aus folgender Wertung Gustav Konrads hervor: »Mit der Arbeit Böckmanns wird die Wissenschaft von der Dichtung zu einer eigenständigen erhoben, indem die Interpretation von den ihr fremden, weil inadäquaten Kategorien befreit wird« (Deutsche Literatur Zeitung, 1952, Sp. 84 ff.). Wenn es aber bei dem Rezensenten weiter heisst: »Formgeschichte ist Geschichte der gestalteten Wirklichkeit«, so vermag schon diese Feststellung anzudeuten, warum hier eine völlig andere Ansicht vertreten werden muss. Das Werk zeichnet sich vor allem durch die Kunst aus, Formulierungen im Schwebend-Unbestimmten balancieren zu lassen, eine Eigenschaft, die sich in einer form- und stilgeschichtlichen Darstellung besonders verhängnisvoll auswirkt, weil hier alles von der Präzision und Konsequenz der Leitbegriffe abhängig ist. Wie bei Robert Petsch entsteht sich auch bei Böckmann das Allgemeine zum ganz Banalen. Von einer Eigenständigkeit der künstlerischen Formprobleme kann keine Rede sein, da sich der Verfasser offenbar manchmal an den angehenden Germanisten wendet und etwa Inhalte bekannter Sturm-und-Drang-Dramen ausführlich referiert oder sogar das Leben des jungen Schiller schildert. Es wirkt ferner ziemlich paradox, dass wir in dieser umfangreichen Darstellung tatsächlich weniger von den entscheidenden mittelalterlichen Stil- und Formproblemen erfahren als in den üblichen Literaturgeschichten wie in dem Werk Julius Schwieterings über »Die deutsche Dichtung des Mittelalters« (1941) oder in der Darstellung Helmut de Boors »Die deutsche Literatur von Karl dem Grossen bis zum Beginn der höfischen Dichtung« (1949). In dieser, Prinzipielles behandelnden Darstellung kann nur beiläufig erwähnt werden, dass Böckmann — zahlreiche Fehler im Mittelhochdeutschen beweisen es — das Sprachstilistische nicht als Grundlage zu benutzen vermag. Dass die von ihm proklamierten epochalen Grundstrukturen nach denselben — rücksichtslos generalisierenden — Prinzipien konstruiert sind wie die meisten

aus den ersten Jahren der geistesgeschichtlichen Forschung stammenden Synthesen, ist kein gutes Zeichen für den Fall, dass dies positiv bewertete Werk der künftigen Stilwissenschaft Richtlinien angeben sollte. Das Sinnbildliche und das Parabolische sind nicht instande, ganze Epochen zu tragen und abzugrenzen. Wesentlich wäre dagegen eine phänomenologische, scharf unterscheidende und bis ins Letzte analysierende Untersuchung dieser Stilistica, das erfordert aber eine Stil- und Denkform, die sich von der Böckmanns grundsätzlich unterscheidet. Böckmanns Bedeutung liegt im Negativen, in den vielen Fragezeichen, die seine riesige Bemühung hervorruft. Wenn er beispielsweise in der Einleitung Walzel vorwirft, dass er mehr mit Formelementen als mit Formstrukturen arbeite, so wird er damit jedenfalls das Nachdenken über den Begriff Formstruktur intensivieren. Wenn Böckmanns Kompendium als die erste deutsche Literaturgeschichte auf dem Stand der modernen Literaturwissenschaft hingestellt worden ist, so möchten wir uns doch etwas optimistischer über das Niveau und die Möglichkeiten der modernen deutschen Literaturwissenschaft äussern.

Wir müssen uns vorerst damit zufriedengeben, dass unser Wissen, was die Erforschung der Epochenstile betrifft, tatsächlich ausserordentlich dürftig ist, denn die volle Erkenntnis unseres Nichtwissens bei aller scheinbaren Fülle von diesbezüglichen Stilstudien bildet die Grundvoraussetzung einer künftigen einigermaßen zuverlässigen geistesgeschichtlich orientierten Stilgeschichte. Es ist vorläufig überhaupt erst zu untersuchen, in welchem Umfang stilgeschichtliche Entsprechungen zu dem geistesgeschichtlichen Rhythmus und den geistesgeschichtlichen Zäsuren vorliegen. Dass solches nur bis zu einem gewissen Grade der Fall ist, unterliegt keinem Zweifel. Wo in weltanschaulicher Hinsicht eine Kluft gähnt, finden wir in der Stilgeschichte manchmal nur leise Übergänge. Mitunter erfolgt erst eine weltanschaulich oder soziologisch bedingte Aktion, und erst nachträglich wird eine neue Stilebene erobert. So schrieben die Frühnaturalisten noch im rhetorisch-unnaturalistischen Stil der Herwegh und Freiligrath. Man hat behauptet, dass idealistisches Denken oder ethischer Rigorismus mit einem stilistischen Impressionismus unvereinbar wäre. Auch hier gibt es aber Ausnahmen, die uns die komplexen Verhältnisse veranschaulichen. Man braucht nur an Haller oder Stifter zu denken, deren Leben ganz unter dem Gesetz des Ethisch-Gültigen stand und deren Kunst deutliche Spuren einer impressionistischen Auflockerung der Linien zeigt. Ein solcher Impressionismus findet sich aber von selbst ein, wo sich ein Dichter um unmittelbare nuancierte Wiedergabe der Naturgegebenheiten bemüht. Der panentheistische Künstler ist geneigt, sein Erlebnis des göttlich-irdischen Mysteriums in einer Bilderflut zum Ausdruck zu bringen. Eine Anhäufung von Metaphern gestattet aber keinen Rückschluss auf das Weltbild, denn auch der rein

logozentrisch eingestellte Wortkünstler häuft Bild auf Bild. Erst von dem Was her ist eine Entscheidung möglich, da beim Letzteren ein ausgesprochener Pluralismus herrscht, während der Bilderstrom der Panentheisten letztlich aus einer Quelle gespeist wird. Das übliche stilwissenschaftliche Verfahren, den Epochenstil durch Unterstreichen der »Herzwörter«, der Schlüsselwörter und Leitbegriffe, kenntlich zu machen, ist in Wirklichkeit ein Prozess, der es vor allem mit dem Gehalt zu tun hat.

Die sprachstilistische Erfassung einer überindividuellen Stilganzheit ist vor allem Luise Thon, der Verfasserin des Werkes »Die Sprache des deutschen Impressionismus« (1928), gelungen. Diese auf dem Wege der Stilfeorschung konstituierte Einheit besitzt aber keine volle Gültigkeit als geistesgeschichtliche Entwicklungsstufe, dafür ist sie einerseits mit dem Naturalismus und andererseits mit dem Symbolismus zu intim verflochten, und schliesslich sprengt sie, wie oben angedeutet, alle Rahmen der Epochenbildung. Wenn der holländische Forscher A. P. Berkhout in seinem Werke »Biedermeier und poetischer Realismus« (1942, S. 110) postuliert, dass die Vorliebe Stifters für die Adjectiva »kühl«, »dürr« und »dünn« als ein Schweben zwischen Romantik und Biedermeier auszulegen sei, akzentuiert er offenkundig diese Einzelelemente geistesgeschichtlich viel zu stark. Wenn es ihm ferner in keiner Weise gelungen ist, das Biedermeier stilistisch vom »Poetischen Realismus« abzuheben, so ist das einfach darauf zurückzuführen, dass wesentliche Strukturunterschiede hier überhaupt nicht feststellbar sind; auch in geistesgeschichtlicher Hinsicht ist der »Poetische Realismus« seit der Konstituierung des Biedermeiers ein fragwürdiger Begriff geworden. Dagegen ist es Berkhout gelungen, in gründlichen sprachstilistischen Untersuchungen die allgemeine Entwicklung vom Klassisch-Idealistischen zum Realistischen zu verfolgen, eine Entwicklung, die sich an zahllosen, besonders syntaktischen Änderungen ablesen lässt, (Einschränkung der Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen, des vorangestellten Genetivs, des Epitheton ornans und ähnlicher abstrahierender und typisierender Stilmittel). Wer sich, die Bestrebungen Berkhouts weiterführend, um eine Skizzierung der stil- und geistesgeschichtlichen Grundzüge der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts bemühen wollte, müsste noch mehr als dieser auf die gattungshaften Stilkräfte, die Gehalt und Gestalt verklammern, achten. Auf diesem Wege wäre es etwa möglich, das Biedermeier und das Junge Deutschland in ihrem stilistischen Eigensein zu erkennen. Dem Kontrast zwischen dem Traditionalismus des Biedermeiers und dem Modernismus des Jungen Deutschlands im Sprachstilistischen entspricht im Gattungsstilistischen der Gegensatz zwischen der biedermeierischen Neigung zum Tektonisch-Abgeschlossenen etwa der zyklischen Verserzählung und der Vorliebe des Jungen Deutschlands für die sprengenden, öffnenden Stilkräfte,

wie sie beispielsweise im Zeitroman, in der Reiseerzählung und in der Skizze wirksam sind. Was Einzelfragen betrifft, so harren noch zahlreiche Aufgaben ihrer Lösung. Hauptaufgabe wäre es aber, die Epochenbegriffe systematisch auf ihre stilgeschichtliche Tragfähigkeit hin zu untersuchen. Dabei wäre sorgfältig darauf zu achten, in welchem Masse den gattungsmässigen Stilkräften autonomer Rang gebührt.

Aus dem ewigen Ringen mit den epochalen und gattungshaften Stilkräften geht der Personalstil als unverwechselbarer Eigenstil hervor. Um ihn zu erforschen, muss man sich in den alogischen Raum des Individuum ineffabile stürzen. Hier tun Vorsicht und Umsicht not, denn längst sind die — positivistischen — Zeiten vorbei, in denen man mit einer grandiosen und unerschütterlichen Naivität an den angeblichen Individualstil heranging, als handle es sich um einen ebenso einfachen Prozess wie das Verbuchen äusserlicher Personalien. Wegweisend in diesem schwierigen Gelände ist das existentielle Denken (über Mitsein und Eigensein vgl. Erik Lunding, »Adalbert Stifter« S. 143 ff.). Im Rahmen dieser Forschungsanalyse ist es nur möglich, in aller Kürze verschiedene Erscheinungsformen der existentiellen Literaturwissenschaft kritisch zu erhehlen. Eine solche Auseinandersetzung ist deswegen als abschliessender Überblick geeignet, weil typische Tendenzen der modernen deutschen Literaturwissenschaft hier spürbar und greifbar werden.

Die Wissenschaft von der Dichtung steht im Zeichen des Paradoxons, und zwar nicht nur des ihr innewohnenden Widerspruches, von dem im ersten Kapitel die Rede war. Angesichts des Zusammenbruches der völkischen Literaturwissenschaft lehnte man die zeitgemässe Kunstausslegung ab, verfiel aber — das Stifterkapitel zeigt es zur Genüge — wiederum dem Aktuellen und dem Bekennerischen. Man entsagte der Geistesgeschichte, um nach Möglichkeit eine subjektive Oberflächensystematik mit ihren Zufallskategorien und Zuordnungsspielereien zu vermeiden, und verfiel einer dem Zeitlosen und Ewig-Gültigen aufgeschlossenen Literaturwissenschaft, die sich aber durch noch viel radikalere konstruktive Überheblichkeit und noch viel anschauungsleererere Kategorien auszeichnet. Man wollte statt Geistesgeschichte Stil- und Formgeschichte und forderte »close reading« — die umfassendste Leistung der neuen Formgeschichte wurde aber eine Musterkarte geistesgeschichtlicher Forschung, wie sie nicht sein soll. Als eine legitime Flucht vor der Geistesgeschichte ist die existentielle Literaturwissenschaft zu verstehen, soweit auf diesem schwankenden Boden mit grösster methodischer Strenge vorgegangen wird. Nirgends hat man sich aber so unbedenklich völlig unkontrollierbaren Begriffen hingeeben.

Schon 1932, als in der deutschen Literaturwissenschaft bereits existentielle Tendenzen sichtbar geworden waren, erklärte der scharfe und unbestechliche Kritiker Josef Körner angesichts eines solchen Werkes:

»Auf allen Seiten blühen und duften die Sumpfpflanzen ungeklärter Begriffe«. In den folgenden Jahren nahm im Bereich der Existenzforschung die Begriffsverunklärung solche Formen an, dass das, was jetzt unter »Existenz« verstanden wurde, in den schärfsten Kontrast zu der Existenzauffassung Kierkegaards geriet. Und so tauchten während des Naziregimes in Deutschland und auch jenseits der deutschen Grenzen Forscher auf, die (vgl. Steffen Steffensen, »Rilke og Virkeligheden«, 1944) von dem modernen individualistischen Zeitalter als einer Verfallsperiode sprachen, die von den Kräften des mütterlichen Urgrundes fabelten und es Rilke zum Vorwurfe machten, dass er die Wirklichkeit der echten Gemeinschaft, der man sich nicht ungestraft entziehe, verfehlt habe. Einen gewissen Trost fanden solche Rilkeforscher darin, dass etwa in der Jugendnovelle »Der Apostel« und in den »Duineser Elegien« antidemokratische und heidnisch-»heroische« Bekenntnisse im Stile Nietzsches nachweisbar sind. Dass sich der Nietzsche-Kult mit der Gemeinschaftsidee nur schlecht reimte, störte augenscheinlich nicht, denn beispielsweise wird im Hinblick auf Rilke der Begriff »Wirklichkeit« im Sinne der irdischen Realitäten oder in dem Gegensinn des Überirdischen wahllos verwendet — konsequent war in solchem Schrifttum, mit dem selbstverständlich keine eigentliche wissenschaftliche Diskussion möglich ist, nur die offen geäußerte Skepsis gegen den Intellekt.

Nach 1945 übte der Zauberer Martin Heidegger, wie es schon an der Entwicklung der deutschen literaturwissenschaftlichen Schulsprache ablesbar ist, einen noch grösseren Einfluss als vorher aus. Heideggers denkerische Leistung als solche steht hier nicht zur Debatte. Erwähnt sei nur die sprachphilosophisch interessante Tatsache, dass Sprachbezüge ohne weiteres als Denkbezüge verstanden werden, und zwar so, dass universale ontologische Grundgegebenheiten in deutschen Etymologien ihre Erklärung finden. Nach unserer Ansicht ist die Heideggersche Philosophie, was die Literaturwissenschaft betrifft, vor allem für das Verständnis der Psychologie der Einsamkeit nutzbar zu machen. In welchem Masse sich Heidegger selbst in der Sphäre des Mythischen bewegt, geht besonders deutlich aus seiner späteren Stellungnahme zu seiner Freiburger Rektoratsrede 1933 hervor, in welcher er u. a. »das Seinkönnen« als »deutsches Seinkönnen« ausgelegt hatte. Er gesteht keineswegs, dass er sich von der Psychose des »Man« habe beeinflussen lassen, das »Seiende« der Geschichte sei vielmehr an sich ein Bereich der Irre, und so sei ihm die Missdeutung der Herrlichkeit und der Grösse des deutschen Aufbruches vom Sein selbst zugeschickt worden.

In unserem Zusammenhang interessieren, insbesondere Heideggers Kunstinterpretationen. Trotz aller bohrenden tief- und scharfsinnigen Analyse befindet sich aber der Existenzphilosoph Heidegger auch hier in einem Bereich der Irre. Wer auf philologischem und psychologischem

Wege nüchtern und vorurteilslos an Heideggers »Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung« (1951, früher als Einzelaufsätze) herangeht und sie genau durchprüft, erkennt, dass Heideggersche Begriffe palimpsesthafte hinter den Hölderlinschen Termini zum Vorschein kommen, wenn man mit der Lupe arbeitet. Noch augenfälliger ist die Missdeutung Heideggers, wenn er das Gedicht »Auf eine Lampe« des völlig unphilosophischen Mörike kommentiert (vgl. Trivium, Jahrgang IX); denn nur wer entscheidende philologische und metrische Kriterien ignoriert, ist instande, Heidegger zu folgen. Wir stehen hier wiederum vor einem offenkundigen Paradoxon; denn zu einer Zeit, in der von Seiten der deutschen Literaturwissenschaft unermüdlich wiederholt wird, dass die zu enge Anlehnung der Dichtungsinterpretation an die Philosophie ein Irrweg gewesen sei, vermag gerade Heidegger wegweisend zu werden, Heidegger, dessen Grundthese folgendermassen lautet: Ein Dichter ist um so dichtender, je denkender er ist.

Das Zwiespältige kennzeichnet auch die Heidegger-Festschrift, »Martin Heideggers Einfluss auf die Wissenschaften« (1949). Die Literaturwissenschaft vertreten Emil Staiger und Erich Ruprecht. Ersterer, der wie angedeutet früher mit Heideggerschen Termini gearbeitet hat, analysiert in dieser Abhandlung Klopstocks Ode »Der Zürchersee« mit einem ausgesprochenen Sinn für die feinen Wortnuancen, aber zugleich ohne jede Berücksichtigung der Hermeneutik Heideggers. Ruprechts Abhandlung »Heideggers Bedeutung für die Literaturwissenschaft« besteht teils aus beiläufigen, oft nicht zutreffenden Bemerkungen zur Geschichte der deutschen Literaturforschung, teils aus einem Nachweis der Anregungen Heideggers. Diktion und Darstellung sind aber so, dass es dem Leser meistens unmöglich ist, einen wirklichen Halt zu finden. Was schliesslich unsere Ausgangsfrage nach dem Einzel-Ich und dem Personalstil betrifft, so gibt uns Ruprecht in dieser Hinsicht überhaupt keinen Wink. Angesichts dieser Abhandlung, die gleichsam wie in einem Hohlspiegel Tendenzen der modernen Literaturinterpretation veranschaulicht, muss nochmals betont werden, dass ein Weg aus Ratlosigkeit, Stagnation und Verfall nur insofern sichtbar wird, als die grossen Leistungen der älteren deutschen Literaturwissenschaft, insbesondere Werke aus der Periode der »Neuen Sachlichkeit«, im Hinblick auf Wertungen und Zielsetzungen wieder vorbildlich werden. Höchst erspriesslich wäre gewiss auch — und das gilt nicht nur für Deutschland — eine viel intensivere Beschäftigung mit den jenseits der Grenzen erarbeiteten literaturtheoretischen und -methodischen Ergebnissen. Der Weg zu einer universalen Sicht ist aber noch weit.